N12<525414609 021
ubTÜBINGEN
LS

Ansicht von Calkutta am Fluß Hugly, vom Fort William aus.

Die Ostindische Compagnie
und die Mission.

Erster Artikel.

1. Gründungsgeschichte der Compagnie.

Eben jetzt, während wir uns anschicken, diese Blätter zu schreiben, liegt vor dem englischen Parlamente die Frage, ob jene Gesellschaft von fürstlichen Kaufherren, die unter dem Namen der Ostindischen Compagnie bekannt ist, mit allen ihren Rechten und Privilegien noch ferner bestehen und die Herrschaft in Indien führen, oder aber ob sie zu existiren aufhören und die Herrschaft Indiens an die Krone abtreten solle. Es ist diese Frage im Laufe der letzten 60 bis 70 Jahre mehr als einmal aufgetaucht, und oft war es nahe daran, daß sie gegen die Compagnie entschieden wurde; aber theils war bis in die neuere Zeit herein die Macht und der Einfluß dieser Handelsgesellschaft noch viel zu groß, theils das Interesse des brittischen Volkes für Indien im Allgemeinen viel zu gering, als daß das Parlament damals schon zu einem entscheidenden Schritt gegen sie hätte kommen können. Ganz anders verhält sich die Sache, seitdem durch den furchtbaren indischen Militäraufstand die ganze englische Nation in eine wahrhaft fieberhafte Aufregung versetzt worden ist. Ist doch fast keine Familie, von den höchsten Ständen an bis herab zur ärmsten Hütte, die nicht ein Opfer zu beklagen und um einen unter Mörderhänden gefallenen Freund oder Verwandten zu trauern hätte. Ganz England erhob sich mit einem Schrei des Entsetzens und fragte, wer die Schuld dieses unerhör-

ten Unglücks trage. Es ist Jedermann bekannt, wie gleich Anfangs, als die erste Kunde von jenen Meutereien nach Europa kam, von vielen Seiten her der Ruf erscholl: die Mission und die Missionare seien es, denen vorzugsweise die Schuld davon beizumessen sei. „Man habe das schon längst voraussehen können," hieß es; „denn der unkluge Bekehrungseifer dieser 'Fanatiker' habe nothwendig den Argwohn und die Eifersucht der Bramanen und Muhamedaner reizen und entzünden müssen, und nun dürfe man sich nicht wundern, daß es endlich zu einem blutigen Ausbruch des religiösen Hasses gegen diese christlichen Eiferer gekommen sei." Diese Auffassung der Dinge herrschte namentlich unter den meisten Direktoren der Ostindischen Compagnie vor, und einer derselben soll bei der ersten Nachricht von dem indischen Militäraufstand schadenfroh ausgerufen haben: „Nun Gottlob, jetzt wird man endlich dieser verdammten Heiligen (der Missionare nemlich) los werden!" Auch erinnert sich noch Jedermann, wie Lord Ellenborough, einst Generalgouverneur von Indien und jetzt Minister des indischen Controlamts, in einer Parlamentssitzung sich darüber ereiferte, daß einzelne Beamte der Compagnie in Indien des Verbrechens sich schuldig gemacht hätten, durch Geldbeiträge sich an der Missionssache zu betheiligen, und daß eben hierin die Ursache der Meutereien zu suchen sei. Viele Zeitungen auch bei uns schwatzten das ohne Weiteres nach, und Manche konnten ihre Schadenfreude kaum verbergen, daß der Mission, dieser vielverdächtigten Sache des Herrn, nun einmal wieder ein recht empfindlicher Schlag versetzt werde. Das Blatt hat sich indessen wunderbar gewendet. Gott hat die Mission, zu der Er sich von jeher als zu Seiner eigensten Sache in Gnaden bekannt hat, nicht nur so glänzend vor aller Welt gerechtfertigt, daß jetzt kein vernünftiger Mensch mehr daran denkt, ihr die Schuld an jenen Meutereien aufzubürden; sondern Er hat es auch also gefügt, daß jene Anklage merkwürdiger Weise sich nun gerade gegen diejenigen kehrt, welche am bittersten die Mission angegriffen und beschuldigt haben. Ob mit Recht oder Unrecht, — genug, die Stimme der öffentlichen Meinung, sowohl in England als unter der brittischen Bevölkerung Indiens, wandte sich in bemerkenswerther Erbitterung gegen die Compagnie selbst und schob die Schuld des Unglücks direkt oder indirekt auf sie. Und wie es in solchen Fällen

zu gehen pflegt, man blieb nicht bei solchen Anklagen stehen, die sich auf den zunächstliegenden Anlaß bezogen, sondern man gieng zurück in die nähere und entferntere Vergangenheit und rückte jener Handelscorporation mit einem Mal alle Sünden auf, die sie seit 150 Jahren in Indien begangen habe. Fast alle diejenigen, deren Interesse nicht direkt mit dem der Compagnie verknüpft ist, erhoben sich gegen sie und verlangen nun ihre Abschaffung. In Indien selbst ist seit mehreren Monaten die Ungeduld der dort wohnenden Britten, soweit sie nicht Beamte der Compagnie sind, so groß, daß sie den Augenblick kaum erwarten zu können scheinen, wo die Kunde zu ihnen käme, daß es mit dem Regiment der Compagnie ein Ende habe. „Wie herrlich wird es sein," schreibt der Herausgeber der Dacca News zum Jahresschluß von 1857, „wie herrlich wird es sein, in Indien einmal singen zu dürfen: 'Gott segne die Königin' (God save the Queen) und zu wissen, daß sie unsre Königin ist, und daß keine klägliche 'Compagnie' mehr zwischen ihr und uns steht. Wie erquickend wird es sein, wieder das königliche Wappen zu sehen statt der zwei Löwen ohne Hinterquartier, die gegenwärtig an der Spitze der amtlichen Zeitung figuriren. Der Anblick des Einhorns (auf dem königlichen Wappen) wird uns wieder neues Leben geben. Wir werden uns wieder als Britten fühlen, wenn wir alle Tage die englische Nationalflagge lustig in den Lüften flattern sehen, anstatt der Bastardflagge der Compagnie, die nur von Zeit zu Zeit aufgezogen wird, als schämte sie sich, unter Muselmanen und Hindus sich sehen zu lassen. Wir hoffen, daß der Geburtstag unsrer geliebten Königin ein Festtag in ganz Indien werden wird, anstatt der Gastessen, welche die jetzigen Regierungsbeamten je nach Belieben zu geben oder nicht zu geben pflegen. Kurz, wir hoffen, daß, ehe das neue Jahr zu Ende geht, wir als Engländer in Indien leben dürfen, unsern Gott offen bekennend und preisend, und unsrer lieben kleinen Königin uns rühmend, — und dieser Gedanke entzückt uns dergestalt, daß wir unsre Feder hoch in die Luft werfen und laut auffauchzen: Gott segne unsre Königin Victoria!"

Dieß ist so ziemlich die Stimmung aller Britten, die in Indien leben und nicht gerade Regierungsbeamte sind. In dem Mutterlande England selbst aber ist die Stimmung ruhiger, besonnener, aber deßhalb um nichts weniger entschieden. Die gegen-

wärtige Parlamentsverhandlung, von deren Ergebniß das fernere Sein oder Nichtsein der Compagnie abhängt, gibt davon Zeugniß; sie wird, wenn nicht alle Zeichen trügen, dem bisherigen System den Todesstoß geben.

Ein äußerst merkwürdiger und bedeutungsvoller Umstand aber bei dieser herrschenden Erbitterung gegen die Ostindische Compagnie liegt darin, daß ihre unchristliche Politik, die sie von jeher der heidnischen und muhamedanischen Bevölkerung Indiens gegenüber befolgte, einen der Hauptpunkte der Anklage bildet. Es ist unverkennbar, daß in religiöser Beziehung nicht nur in England, sondern selbst unter den Britten in Indien seit etwa zwanzig Jahren allmählig ein auffallender Umschwung der öffentlichen Meinung zum Bessern eingetreten ist. Während früher die großen Blätter, die den Ton angeben und zugleich der Ausdruck der herrschenden Stimmung sind, für alle christlichen Bestrebungen, für innere und äußere Mission, für Sonntagsheiligung, für die Verbreitung des Wortes Gottes und dergleichen, fast nur Worte der Verachtung, des Spottes und des Mitleids hatten, sind sie zum Theil die eifrigen Vertreter und Förderer dieser christlichen Thätigkeiten geworden. Ja, die englische Nation hat neuerdings, wenigstens einem hervorragenden Theile nach, eine Sensibilität für die Sache christlicher Sitte, Wahrheit und Gerechtigkeit an den Tag gelegt, die uns mit Bewunderung erfüllen muß. Man erinnere sich nur an die eifrige Agitation für strenge Sonntagsfeier, an die Entrüstung gegen die französischen Versuche, den westafrikanischen Sklavenhandel in anderer Form wieder in Gang zu bringen, an den Ernst, mit dem gegen den schnöden Opiumhandel gearbeitet wird. Eben diese religiöse Empfindlichkeit, wenn wir sie im edlen Sinne so nennen dürfen, ist es nun auch, welche in England sowohl als in Indien sich gegen die bisherige Politik der Ostindischen Compagnie so kräftig erhoben hat, und welche von der Art und Weise, wie die Compagnie den Hindus und Muhamedanern gegenüber ihren christlichen Glauben ganz und gar verläugnete, die schneidendsten Waffen gegen sie hernimmt. „Die Compagnie," sagt man, „ist mit dieser antichristlichen Politik so durch und durch verwachsen, daß es nicht genug ist, von ihr etwa nur eine Aenderung dieser Politik zu verlangen; sie selbst müsse aufhören zu existiren; an ihre Stelle müsse eine ganz neue Regierung treten, damit die

neue Regierung auch eine neue Politik einführe, — eine Politik, die einer christlichen Nation würdig sei."

In dieser Stimmung der brittischen Nation und in dieser ihrer Auffassung der vorliegenden Frage liegt vielleicht das Hauptgewicht bei der gegenwärtigen Parlamentsverhandlung; jedenfalls liegt darin für alle Freunde der ostindischen Mission die große Bedeutung dieser Sache. Sollte wirklich nicht etwa blos der Bestand der Ostindischen Compagnie als solcher, sondern vor Allem die bisherige unchristliche Politik ein Ende nehmen, und sollte mit der neuen Regierung auch eine neue, eines christlichen Volkes würdige Politik in Indien eintreten, so gienge es uns auch fast wie dem Herausgeber der Dacca Zeitung, daß wir vor Freuden die Feder in die Luft werfen und ein lautes Gloria singen möchten. Allein wir sind darin, es sei offen gestanden, nicht gerade sanguinisch in unsern Hoffnungen. Wenn es allerdings seit uralter Zeit eine leidige Wahrheit ist, daß 'der Handel von keiner Moral weiß,' so gilt seit mehr als zwei Jahrhunderten das Gleiche auch von der europäischen Politik, — und ob die Politik der brittischen Krone in Indien davon eine Ausnahme machen werde, das steht erst zu erwarten. Wir halten es in dieser Beziehung mit dem Bombay Guardian, der da sagt: „Wir wollen lieber die alte Compagnie mit einer neuen Politik, als eine neue Regierung mit der alten Politik."

Bei einer so folgenreichen Aenderung aber, wie sie dem brittischen Reiche in Indien bevorzustehen scheint, ist es auch für die Missionsfreunde in hohem Grade wichtig, daß sie sich ein möglichst deutliches Bild über die bisherige Lage der Dinge zu machen bemüht sind, und deßhalb versuchen wir es nach dem Maaße unsrer Kraft, in diesen Blättern zuerst eine kurze übersichtliche Geschichte der Entstehung und Entwicklung der Ostindischen Compagnie zu geben *), und dann namentlich ihre sogenannte Neutra-

*) Die nachfolgenden Mittheilungen über die Geschichte der Ostindischen Compagnie sind zum Theil entnommen aus dem Buche: Geschichte des englischen Reiches in Asien, von Neumann. Leipzig 1837, II Bände. Es ist dieß ein sehr lehrreiches und in vieler Beziehung schätzenswerthes Buch; aber der Verfasser, obwohl für das, was man Humanität nennt, oft begeistert, scheint leider gerade für die höchsten Interessen des Christenthums und der Mission keinen Sinn zu

litätspolitik gegenüber den religiösen Sitten und Vorurtheilen der Hindus und Muhamedaner, näher zu schildern.

Gleichwie in unsern Tagen großartige Unternehmungen der Industrie oder des Verkehrs (Fabriken, Eisenbahnen ꝛc.) auf dem Wege der Association und der Aktien-Verbindung zu Stande zu kommen pflegen, so wurde vor Zeiten der große Handelsverkehr der Welt in ganz ähnlicher Weise durch sogenannte „Compagnien" oder Handelsgesellschaften vermittelt. Darunter versteht man Verbindungen von Kaufleuten und Kapitalisten zum Behuf gemeinsamer Spekulationen, wobei Jeder nach dem Verhältniß seines gegebenen Geldbeitrags Gewinn und Verlust trägt. Die Gefahr des Verlustes wird durch die Menge der Theilhaber verringert, während andererseits die Hoffnung auf bedeutenden Gewinn dadurch erhöht wird, daß in Folge der zu Gebot stehenden bedeutenderen Mittel jede Concurrenz überwunden und beseitigt werden kann. Die Vortheile einer solchen Handelsgesellschaft werden natürlich noch außerordentlich gesteigert, wenn sie privilegirte sind, d. h. wenn durch einen vom Fürsten des Landes ertheilten Freibrief ihr das ausschließliche Recht ertheilt wird, einen bestimmten Handelsweg allein zu befahren, oder den Handel mit einer bestimmten Waare allein zu betreiben, mit Ausschluß aller übrigen Unterthanen des Landes, die nicht zur Handelsgesellschaft gehören. Ein solcher Freibrief wird vom Landesfürsten in der Regel nur auf eine bestimmte Zeit ertheilt, und dann entweder erneuert oder aufgehoben, erweitert oder beschränkt.

Ein Bund dieser Art im Großen war schon die deutsche Hansa, deren Entstehung in die Mitte des 13. Jahrhunderts fällt, und die in der Zeit ihrer Blüthe nicht weniger als 85 Städte von der Mündung der Schelde an bis nach Esthland umfaßte. Der Hauptzweck derselben war, den Handel dieser verbündeten Städte gegen Räubereien zu schützen, denselben im Ausland zu befördern und besonders das Sonderrecht des Alleinhandels nach bestimmten Gegenden hin zu wahren; ferner die von den Fürsten

---

haben. Daher seine geringschätzigen und meist auf offenbarer Unkenntniß beruhenden Bemerkungen über die indischen Missionen.

erhaltenen Privilegien zu behaupten und zu mehren, und auf gegenseitiges Recht, wie auf innere Ordnung in dem ganzen Bundesgebiet zu halten. Welche politische Macht aber diese Hansa nach und nach errang, wie sie mit Schweden und Norwegen gewaltige und glückliche Kriege führte, große Seetreffen gewann, Könige ein- und absetzte, Frankreich Befehle gab, Lissabon eroberte, England eine Buße von 10,000 Pf. St. auferlegte ꝛc., das wissen Alle, die mit der deutschen Geschichte bekannt sind.

In kleinerem Maßstab entstanden im Lauf des 17. und 18. Jahrhunderts fast in allen Seehandel treibenden Staaten Europa's größere oder kleinere Handelsgesellschaften, welche den Alleinhandel mit irgend einem Lande jenseits der Meere oder in irgend einer bestimmten Waare an sich zu reißen bestrebt waren. Auch das rührige, unternehmende und ausdauernde Volk der Angelsachsen in Großbrittanien blieb darin nicht zurück. Als die Zahl und Bauart ihrer Kriegs- und Handelsschiffe, und Alles was zum Seewesen gehört, noch in einem wahrhaft primitiven Zustand sich befand, konnte man doch schon ein Ringen und Emporstreben dieses merkwürdigen Inselvolks wahrnehmen, das den benachbarten, weiter vorangeschrittenen Niederländern bereits einen gefährlichen Nebenbuhler ankündigte. Vor Allem waren es die Gerüchte von den fabelhaften Reichthümern, welche die Portugiesen und nachmals die Holländer aus dem Handel mit Indien und China zogen, was den rührigen Geist der brittischen Nation zu den äußersten Anstrengungen spornte. Da aber die Seemacht der Portugiesen und Holländer damals noch viel zu groß und ihre Eifersucht gegen jede fremde Betheiligung an diesem gewinnreichen Handel viel zu heftig war, als daß England schon zu jener Zeit sich mit seinen Schiffen auf die gleiche Handelsstraße hätte wagen dürfen, so tauchte zuerst die Hoffnung auf, durch die nördlichen Eismeere den Weg nach Indien und China zu finden und auf diese Weise an dem lockenden Handel sich zu betheiligen. Allein alle diese und viele spätere Versuche endeten unglücklich. Endlich im Herbst 1599 schossen etliche Bürger Londons die Summe von 30,000 Pf. St. zusammen, „um zur Ehre des Vaterlandes und zur Förderung des Handels eine Reise nach Ostindien und andern östlichen Ländern und Inseln auszurüsten". „Verschiedene Kaufleute," heißt es in der Eingabe an die Königin Elisabeth, „angetrieben durch den Er-

folg der Holländer, welche jetzt sogar hier in England Schiffe kaufen, um eine neue Reise zu unternehmen, wären nicht weniger von Eifer beseelt, den Handel ihres Landes zu erhöhen, wie die Holländer es sind zum Vortheil ihres Gemeinwesens. *) Aus diesem Grunde hätten sie sich entschlossen, einige Genossen nach Ostindien zu senden. Die Königin möge ihnen als einer Gesellschaft, welche ihre Unternehmung auf gemeinschaftlichen Schaden und Gewinn treibt, einen Freibrief mit den gewöhnlichen Sonderrechten ertheilen. Ostindien sei so weit entfernt, der Handel dahin erheische ein so bedeutendes Vermögen, daß er nur in dieser Weise könne betrieben werden." Der Freibrief dieser neuen Handelsgesellschaft wurde am letzten Tage des Jahres 1600 von der Königin unterzeichnet. Dadurch war ihr „in allen Ländern jenseits des Vorgebirgs der guten Hoffnung bis zur Südspitze Amerika's, sofern sie nicht schon im Besitze christlicher Fürsten sind, ein ausschließlicher Handel" gestattet, und zugleich ausdrücklich das Recht gegeben, „Länder und anderes Besitzthum zu erwerben". Damit trat die Ostindische Compagnie ins Leben, die nach unzähligen Wechselfällen ein Reich in Asien gegründet hat, mit dem selbst das alte römische Weltreich nicht zu vergleichen ist.

Die erste Fahrt nach dem Osten wurde mit fünf Schiffen ausgeführt. Auf der Nordwestküste der Insel Sumatra wurde gelandet und mit dem Fürsten des Landes der erste Handelsvertrag abgeschlossen. Darin wurde den Engländern zollfreie Ein- und Ausfuhr, sowie die Errichtung einer Faktorei d. h. eines Handels- und Waarenhauses zugesichert. „In eigenen Angelegenheiten," heißt es in diesem Vertrag, „mögen die Fremden nach den Gesetzen und Gewohnheiten ihrer Heimath leben und ungehindert ihre Religion ausüben. Im Verkehr mit den Eingeborenen aber müssen sie sich nach den Landesgebräuchen und Gesetzen richten. Die fremden Kaufleute haben das Recht, bei Todesfällen und andern Gelegenheiten frei über ihr Besitzthum zu verfügen." Wir erwähnen den Inhalt dieses ersten Handelsvertrages, den die Ostindische Compagnie mit einem östlichen Reiche schloß, deßhalb ausführlicher, weil derselbe später zum Musterbild diente in allen Ländern und

*) Die Holländische Compagnie gab im Jahr 1600 nicht weniger als 75 Procent Dividende, die bald auf 425 stieg.

Inseln, wo englische Kaufleute Faktoreien errichteten. Die Dividende der beiden ersten Fahrten nach den indischen Meeren trug bereits 95 Procent für die junge Handelsgesellschaft ein.

Erst im Jahr 1612 aber betraten diese unternehmenden Kaufleute das ostindische Festland. In diesem Jahre nämlich erlangten sie, alles Widerstrebens der Portugiesen ungeachtet, von dem damaligen Großmogul Dschehangir die Erlaubniß, zu Surât, einer unbedeutenden Handelsstadt am Ausfluß des Tapti (nördlich von Bombay), in der Provinz Gudscherât, eine Kaufhalle zu eröffnen. Dieß war der geringe, unscheinbare Grundstein zu dem colossalen Bau des englisch-ostindischen Reiches. Wir erwähnen übrigens schon hier, daß 56 Jahre später (1668) der König Karl II von England, der als Mitgift seiner Gemahlin, einer portugiesischen Prinzessin, die Insel Bombay erhalten hatte, diese fern liegende und für ihn kostspielige Besitzung „für ewige Zeiten als freies und gemeines Lehen" an die Handelsherren der Ostindischen Compagnie abtrat. Damit war einer der trefflichsten Häfen Indiens in ihren Besitz gekommen, und bald erhob sich daselbst eine blühende Stadt und ein überaus lebhafter und gewinnreicher Handel. Bombay wurde in kurzer Zeit so wichtig, daß es, nach Verlegung der Faktorei von Surât dahin, der Hauptort des englisch-ostindischen Handels auf der Westküste wurde.

Aber gleich einer Spinne, die an mehreren, entgegengesetzten Punkten zugleich ihre Fäden anknüpft, um dann den ganzen dazwischenliegenden Raum mit ihrem Netz nach und nach zu überspinnen, so faßte die Ostindische Handelsgesellschaft wenige Jahre nach der Niederlassung in Surât auch auf der gegenüberliegenden Koromandelküste festen Fuß. Hier waren es die Niederländer, welche den unwillkommenen Nebenbuhler ferne zu halten suchten; aber trotz aller ihrer geheimen und offenen Umtriebe gelang es den rührigen und unermüdlichen Engländern doch, ums Jahr 1621 einen Handelsverkehr dort zu eröffnen, und achtzehn Jahre später (1639) wurde an der Stelle, wo jetzt die reiche und prächtige Stadt Madrâs am Ufer sich ausdehnt, eine Burg „zum heiligen Georg" erbaut, — die erste unabhängige Besitzung der Engländer in Indien. Rings um dieselbe her, auf einer kleinen Landstrecke, die ihnen von dem Landesfürsten abgetreten worden war, siedelten sich nach und nach Eingeborene an, welche vor dem Druck der einhei-

mischen Fürsten Schutz suchten, und so entstand rasch eine neue Stadt, die in kurzer Zeit den wichtigen Mittelpunkt des ganzen Handels an der Koromandelküste bildete.

Der dritte und wichtigste Punkt endlich, der schon in der frühesten Zeit besetzt wurde, war Kalkutta. Die fruchtbare, herrliche Provinz Bengalen mit ihren zahlreichen mächtigen Flüssen, welche unvergleichliche Wasserstraßen bis ins Herz von Hindostan darbieten, hatte schon längst die Aufmerksamkeit der Compagnie auf sich gezogen. Eigenthümliche, wahrhaft providentielle Umstände mußten dazu dienen, den Britten dieses herrliche Land zu öffnen. Ein englischer Arzt Boughton (sprich: Bauten) befand sich um jene Zeit am Hof des Schah Dschehan zu Delhi und heilte den Fürsten oder einen seiner Verwandten von einer Krankheit. Dafür erhielt er 1636 von dem dankbaren Schah einen Freibrief, wornach er im ganzen Reiche, ohne Zölle zu entrichten, kaufen und verkaufen könne, — eine Gunst, welche dann der eingeborene Statthalter von Bengalen auf alle Engländer ausdehnte. Auf Boughton's Einladung fanden sich auch sogleich mehrere Geschäftsführer der Compagnie ein und wurden freundlich empfangen. Faktoreien wurden an verschiedenen Stellen errichtet, und der rasch sich entwickelnde Handelsverkehr brachte ungeheuern Gewinn. Zum Dank aber für des Großmoguls Gunst knüpften sie mit dessen aufrührerischen Vasallen verrätherische Verbindungen an und unterstützten diese gegen ihr Oberhaupt. Schon glänzt den brittischen Handelsherren die Hoffnung entgegen, als Frucht ihrer Treulosigkeit und ihres Verraths weitere Gebietsabtretungen von den aufrührerischen Statthaltern zu erhalten; aber der Großmogul siegt, und die Engländer müssen froh sein, daß ihnen (20. Dez. 1686) gestattet wird, aus ihren bisherigen Wohnplätzen an einen ganz kleinen Ort am Hugli, Kalikatta genannt, überzusiedeln und ihn mit Ringmauern zu umgeben. Diese unbedeutende Burg ward, zu Ehren des damaligen Königs von England, Wilhelm des Oraniers, Fort William genannt. Der kleine Ort Kalikatta aber, oder wie er nun genannt wird Kalkutta, wurde später mit einigen andern umliegenden Orten käuflich erworben, und ist nun eine Stadt der Paläste und der Mittelpunkt der brittischen Macht in Indien geworden.

So waren im Lauf von 50 oder 60 Jahren die drei festen

Stützpunkte, Bombay, Madrás und Kalkutta, in Indien gewonnen, von denen aus das ganze ungeheure Reich Schritt für Schritt umgarnt und erobert werden sollte. Doch ehe es zu größerem Ländererwerb kam, und während die Compagnie noch unter viel Noth und Widerwärtigkeit, aber mit bewunderungswürdigem Takt und kluger Umsicht die wichtigsten Punkte Indiens mit Faktoreien besetzte, hatten diese Handelsherren in England selbst mit unzähligen Schwierigkeiten und Hindernissen zu kämpfen. Schon wenige Jahre, nachdem sie (1600) von der Königin Elisabeth ihren Freibrief und das ausschließliche Recht des Alleinhandels mit Ostindien erhalten hatten, erhoben sich eifersüchtige Stimmen gegen sie. Die Ungunst der Zeiten, namentlich während der Herrschaft der gewissenlosen Stuarts und in den Jahren der englischen Revolution, brachte es mit sich, daß die Privilegien, welche der Compagnie von einem der Könige verliehen worden waren, von dessen Nachfolger oder von dem eifersüchtigen Parlament entweder nicht anerkannt, oder auf eine andere rivalisirende Gesellschaft von Handelsherren ausgedehnt wurden. Die Ostindische Compagnie hatte unaufhörlich mit andern neu entstehenden, und von den Fürsten oder dem Parlament mehr begünstigten Handelsgesellschaften zu kämpfen, also daß sie ihres Lebens und ihres Gewinns nicht froh werden konnte. Mehrmals wich sie der drohenden Concurrenz nur dadurch aus, daß sie sich mit den neuen Handelsgesellschaften förmlich verschmolz; bei der letzten und mächtigsten Nebenbuhlerin aber, die gegen Ende des 17. Jahrhunderts mit ihr um den Preis des Alleinhandels mit Indien rang, wandte sie das seitdem so oft versuchte Mittel an, den Concurrenten durch fortgesetzte Herabsetzung der Waarenpreise, sei es auch mit ungeheuerm Verlust, zu ruiniren. „Zwei Ostindische Compagnien," schreibt der Ausschuß der alten, längst bestehenden Gesellschaft an seine Geschäftsführer in Indien, „können in England ebenso wenig neben einander bestehen, als zwei Könige in demselben Reiche. Nun, der Krieg zwischen der alten und der neuen Gesellschaft ist erklärt; in drei Jahren muß es sich zeigen, wer Sieger bleibt. . . Kauft immer und allenthalben theuer ein und verkaufet wohlfeil; der augenblickliche Verlust ist leicht zu tragen, wenn nur die Gegner dabei zu Grunde gehen!" Eine Zeitlang hielten beide Gesellschaften diesen schmählichen Krieg aus, der auf gegenseitigen Ruin berechnet war. End-

lich sannen wohlwollende Männer auf Abhülfe. Die Krone selbst und das Parlament riethen zur Vereinigung. Und diese Verschmelzung beider Gesellschaften in eine einzige unter dem Namen Vereinigte Gesellschaft der Kaufleute, die nach Ostindien handeln, — ein Name, unter dem sie bis auf den heutigen Tag besteht, — kam wirklich im Juli 1702 zu Stande. Die Capitalien und alle Besitzthümer wurden vereinigt und dadurch zugleich die Macht und der Einfluß der Gesellschaft unendlich erhöht. Erst von da an beginnt eigentlich die große Geschichte der Ostindischen Compagnie.

Hier ist auch der Ort, daß wir die innere Verfassung dieser mächtigen Gesellschaft und ihren Geschäftsgang etwas näher schildern. Die Gesammtheit aller der Capitalisten oder Kaufleute, welche die Summe von wenigstens 500 Pf. St. (so hoch beläuft sich eine Aktie) zum gemeinschaftlichen Grundstock eingeschossen haben, d. h. die Gesammtheit der Proprietors oder Eigenthümer bildet die Compagnie oder Handelsgesellschaft. Diese Gesammtheit wählt aus ihrer Mitte jährlich den Ausschuß der 24 Direktoren, in deren Hand die ganze Verwaltung liegt. Gewählt können aber nur solche „Eigenthümer" werden, welche eine gewisse größere Anzahl von Aktien besitzen. Die Direktoren wiederum stellen aus ihrer Mitte den Präsidenten auf, der das Haupt des Ganzen ist. Die Geschäfte werden an einzelne Ausschüsse vertheilt, die aus einer Anzahl von Direktoren gebildet sind. Es gibt Ausschüsse für die staatlichen Angelegenheiten, für Rechtsfälle, für die Finanzen, für die Handelsgeschäfte im engeren Sinne, für die Marine, für die eroberten Länder, für das indische Heer ꝛc. Die Ausschüsse erstatten dem versammelten Hof der Direktoren Bericht, und dieser faßt die entscheidenden Beschlüsse. Aber die Gesammtversammlung der „Eigenthümer" hat das Recht, diese Beschlüsse zu jeder Zeit umzustoßen oder abzuändern. Der Präsident des Direktorenhofs ist es auch, der die Verhandlungen mit andern Körperschaften und dem Staate leitet; er besitzt die vollziehende Gewalt und repräsentirt die Compagnie nach Außen.

Dieß ist die ursprüngliche Verfassung und Verwaltung der Ostindischen Compagnie, die der Hauptsache nach sich gleich blieb bis zu dem großen Wendepunkt der Gesellschaft im Jahr 1783, von dem wir später reden werden. In Ostindien selbst war die

Verwaltung der Interessen der Compagnie und der Gang der Geschäfte anfänglich höchst einfach. Wo eine Faktorei errichtet wurde, da befand sich auch ein Geschäftsführer, der in Sachen des Handels bewandert und sonst ein energischer Charakter war. Er hatte sein Comptoir, seine Schreiber und seine Gehülfen. Innerhalb dieses kleinen Kreises war er mit den ausgedehntesten Vollmachten versehen; er hatte über Alles zu entscheiden und war nur dem Hof der Direktoren Rechenschaft schuldig. Als aber die Gesellschaft Land zu erwerben anfieng, als sie in den Besitz der Insel und des Hafens von Bombay kam, als sie an der Koromandelküste und am Hugli Burgen zu bauen anfieng zum Schutz ihrer Faktoreien und ihres Ländergebiets, da erhob sich auch die Stellung des kaufmännischen Geschäftsführers zu der eines politischen Statthalters, der zugleich oberster Befehlshaber einer kleinen bewaffneten, zum Theil schon damals aus eingeborenen Sipâhis bestehenden Truppe war; zu seiner Seite stand ein Rath von vier oder sechs Beamten, ohne dessen Zustimmung nichts Wichtiges unternommen werden durfte. Zur Schlichtung von Rechtsstreitigkeiten und zur Aburtheilung von Vergehungen und Verbrechen ward schon frühe ein Gerichtshof eingesetzt, der selbst über Leben und Tod zu entscheiden hatte. In den Städten, wie Madrâs und Bombay, bildete sich auch eine Art Municipalrath, der die städtischen Angelegenheiten zu verwalten hatte, und in welchem auch erfahrene und landeskundige Eingeborene saßen. Endlich wurde einer der Statthalter, um Einheit in das Ganze zu bringen, zum Oberstatthalter (Generalgouverneur) ernannt, der anfangs seinen Sitz in Bombay, dann in Madrâs, zuletzt in Kalkutta hatte. So bildete sich nach und nach ein förmliches und vollständiges Regierungssystem in allen seinen Theilen und Zweigen aus, das von kleinen Anfängen ausgehend schließlich so ungeheure Dimensionen annahm. Das Recht zu allen diesen Maßregeln hatte die Compagnie von der Krone und dem Parlament vermöge ihres Freibriefs erhalten. „Sie möge," heißt es darin schon ums Jahr 1650, „von nun an Land erwerben und unter der Oberhoheit der Krone Englands alle herrschaftlichen Rechte ausüben; sie könne gegen nichtchristliche Mächte Krieg führen und mit ihnen Frieden schließen; es sei ihr gestattet, Kriegsgeräthe aus dem Lande (England) zu bringen und so viel Truppen anzuwerben, als sie nur immer bedürfe; sie ernenne, ganz

unabhängig von irgend einem Einfluß der Krone oder der Regierung, ihre Beamten und Offiziere und sitze über sie in den fernen Niederlassungen zu Gericht, nach dem bürgerlichen und peinlichen Rechte des Mutterlandes."

2. Weitere Entwicklungen.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die Geschichte der Compagnie in Ostindien ins Einzelne zu verfolgen; aber das ist unzweifelhaft, daß diese Geschichte, namentlich bis gegen den Schluß des vorigen Jahrhunderts, eines der großartigsten und merkwürdigsten, aber freilich auch der niederschlagendsten, ja empörendsten Schauspiele ist, die die Welt darbietet.

Man kann wohl sagen, daß dem Hof der Direktoren in London der ehrgeizige Gedanke, ein großes Weltreich zu gründen, ebenso ferne lag, als dem geringsten Krämer irgend eines englischen Landstädtchens. Was sie wollten und erstrebten, das war Geld, Geld und abermals Geld. Jede höhere Idee irgend welcher Art, die über den Geldpunkt hinausgieng, blieb ihnen vollständig fremd; auf den Erwerb von Reichthümern concentrirten sich alle ihre Gedanken, ihre Pläne und Maßregeln; Anhäufung von Schätzen war das höchste Ziel, dem sie entgegensteuerten. Man muß dieß im Auge behalten. Denn aus dieser Thatsache allein sind alle ihre Maßnahmen, ist ihr ganzes Verfahren erklärbar. Vom ersten Stückchen Land an, das sie in Indien erwarben, um darauf eine Faktorei anzulegen, bis zur letzten Provinz, die sie ihrem Reiche einverleibten, hatte Alles unmittelbar und geradezu Bezug auf die Sicherung eines möglichst großen Geldgewinns. Die erste Anlegung einer Burg diente zum Schutz des Handels gegen eine halbbarbarische Bevölkerung und gegen die Uebergriffe rechtloser, habsüchtiger Fürsten Indiens. Die Aufstellung und Besoldung bürgerlicher Beamten und eines kleinen Truppenkörpers verminderte natürlich die Gewinnste, welche aus dem Handel hervorgiengen; um nun diesen Ausfall zu decken, mußte man neben dem unmittelbaren Ertrag des Handels auch ein Abgaben- und Steuersystem in den kleinen Distrikten einrichten, welche der Compagnie zugefallen waren. „Denn," heißt es in einer Depesche der Direktoren

an ihre Statthalter in Indien vom Jahr 1688, „der Handelsgewinn genügt nicht mehr; um eine Regierung zu unterhalten, bedarf man ständiger Abgaben. Die Vermehrung des Einkommens [aus Abgaben und Steuern] liegt uns wenigstens ebenso sehr am Herzen, als die Handelsgewinnste. Die letzteren unterliegen tausend Zufälligkeiten, jene hingegen sind die festen Stützen unsrer Macht. Ohne Herrschaft über Land und Leute, ohne eine Ehrfurchtgebietende Stellung, sind wir blos eine Gesellschaft von Abenteurern, denen jede Macht den Handel untersagen kann. Das ist auch der Grund, warum die einsichtsvollen Niederländer in den Verhaltungsbefehlen an ihre Geschäftsführer zehnmal so viel über Krieg und Regierung, über Mehrung des Einkommens [aus Abgaben] und über andere staatliche Verhältnisse schreiben, als über Handel und Verkehr. Dieses Verfahren mögen sich unsere Beamten zum Muster nehmen." — Und diese Beamten ließen sich das nicht zweimal sagen. Die politischen Zustände Indiens waren auch hiezu besonders günstig. Das alte Großmogulreich war in seiner Auflösung begriffen; die eingeborenen Statthalter der Provinzen befanden sich allenthalben in der Empörung wider den Padischah zu Delhi; das ganze Land war in einem anarchischen Zustand, wo „ein Jeglicher that, was ihm gut däuchte". Die Engländer machten sich das zu Nutze, und zwar mit einer Klugheit, welche Bewunderung erregen müßte, wenn ihr nicht alle und jede Sittlichkeit und Gerechtigkeit abginge. „Die indischen Fürsten," sagt eine von einem Engländer geschriebene Geschichte der brittischen Regierung in Indien,*) „waren bei ihren eigenen Zwistigkeiten und Händeln froh, wenn sie sich die Hülfe und Unterstützung der europäischen Truppen oder der von den Britten disciplinirten eingeborenen Soldaten (Sipähis) sichern konnten. Als Gegendienst für solche Hülfe traten sie in der Regel kleinere oder größere Landstriche an die Beamten der Compagnie ab. Manche Fürsten baten die brittischen Statthalter um dauernde Ueberlassung einer bestimmten Anzahl disciplinirter Hülfstruppen, die sie zum Schutz gegen innere oder äußere Feinde in ihr eigenes Gebiet aufnahmen, und wofür sie natürlich theuer bezahlten. Um aber das Unangenehme periodischer Zahlungen zu umgehen, geschah es häufig, daß die Fürsten ein Gebiet Landes an die Compagnie

*) Manual of british Government in India, by Humphreys. 1857.

abtraten, dessen Ertrag an Steuern ꝛc. der festgesetzten Zahlungssumme gleichkam. Traten aber zwischen diesen Fürsten und der Compagnie Mißverständnisse und Reibungen ein, — eine Sache, die allezeit unvermeidlich war, da beide Theile ohne Rücksicht auf Recht und Billigkeit nur ihr eigenes Interesse suchten, — so schritten die Beamten der Compagnie zu offener Feindseligkeit und Gewalt, und das Ende war in der Regel, daß ein solcher Fürst entweder des größten Theils seines Gebiets beraubt oder ganz abgesetzt und pensionirt, sein Land aber dem brittischen Reich einverleibt wurde." — So schreibt Humphreys. Die Direktoren in London aber ließen schon frühe an die Statthalter der verschiedenen Präsidentschaften die bestimmteste Weisung ergehen, durch Waffengewalt sich nicht nur zu behaupten, sondern auch immer neue Rechte und Freiheiten zu erzwingen. „Sie habe gehört," schreibt die Compagnie im Jahr 1686, „daß die indischen Fürsten da und dort die Besitzungen der Gesellschaft angreifen und ihre Freiheiten vernichten, — und zwar ohne allen Grund, ohne irgend eine Ursache (!). Wird der Compagnie keine Genugthuung, so ist sie gezwungen, durch Waffengewalt ihr Recht zu behaupten. Die widerspenstigen indischen Fürsten, das ist unumgänglich nothwendig, sie müssen gezüchtigt werden!"

Zu allem Diesem kam nun in der Mitte des vorigen Jahrhunderts noch der Kampf mit einer nebenbuhlerischen europäischen Macht, den Franzosen. Sie hatten schon frühe hart neben den Britten, in Pondicherry, südlich von Madrās, eine nicht unbedeutende Niederlassung gegründet. Auch sie hatten zunächst nur Handelszwecke im Auge. Die französische Nation aber hat von Haus aus etwas Ritterliches in ihrem Charakter, und Ehrgeiz und Ruhmbegier liegt viel mehr in ihrem Wesen, als Geldgeiz und Krämersinn. Daraus ist es auch erklärlich, daß in einem der französischen Statthalter von Pondicherry, dem bekannten Dupleix, zuerst die ritterliche Idee erwachen konnte, in Indien ein großes überseeisches Reich zu gründen. Eigenthümliche Umstände kamen ihm dabei zu Statten. Er hatte eine indische Prinzessin geheirathet, die ihm nicht blos ein bedeutendes Vermögen, sondern auch die genaue Kenntniß indischer Zustände als Mitgift zubrachte. Durch sie wurde in seinem Geiste zuerst jene Idee entzündet, durch sie wurden ihm die Wege gebahnt. Die wachsende Macht der

Britten schien ihm allein im Wege zu stehen; gegen sie vor Allem wandte sich seine Thätigkeit. Die Macht der Ostindischen Compagnie in Indien wäre verloren gewesen, wenn nicht der Rath der göttlichen Vorsehung festgestanden wäre, daß Indien nicht einer katholischen, sondern einer protestantischen Macht zufallen solle. Es war ein Rath ewiger Erbarmung, damals zwar verhüllt unter die dunkle Hülle großer Verbrechen und Gräuel, nun aber offenbar vor aller Welt. Einem Dupleix gegenüber erhob sich ein Clive (sprich: Cleif), der größte Held der brittisch-indischen Geschichte, der Gründer der britischen Macht in Asien. Bis dahin ein Schreiber auf dem Handelscomptoir zu Madrás, ward er durch die Gefahr, die allen englischen Besitzungen von Seiten der Franzosen drohte, aus seinem träumerischen Wesen aufgerüttelt und zu dem Kriegshelden gebildet, dessen Name alle andern in Indien überstrahlt. Nach der Ueberwindung der französischen Gegner wandte er sich gegen die eingeborenen Fürsten. Die Schlacht bei Plassey in Bengalen (1757) legte den Grund zu dem übermächtigen brittisch-ostindischen Reich. Warren Hästings, der erste Lord Oberstatthalter zu Kalkutta (von 1772 bis 1785), vollendete den Ausbau. Was nach diesen beiden größten Männern später von andern Oberstatthaltern an Macht und Landbesitz hinzugefügt wurde, das war nur die nothwendige Folge dessen, was durch Clive und Hästings geschehen war.

Aber freilich, welch' eine Masse von Gräueln und Verbrechen schloß diese Geschichte der brittischen Herrschaft in Indien, namentlich bis zur Abberufung Hästings' in sich! Ganz England erhob einen Schrei der Entrüstung und des Entsetzens; selbst der Hof der Direktoren erschrak. Der berühmte Staatsmann Burke faßte die Geschichte der Ostindischen Compagnie bei jenen berühmten Parlamentsverhandlungen im Jahre 1784 in folgende Schilderung zusammen: „Die vom Parlament angeordneten Untersuchungen haben ergeben, daß die Compagnie durch und durch corrumpirt und völlig von dem ursprünglichen Zweck ihrer Stiftung abgekommen ist. Das ihr in ihrem Freibrief ertheilte Recht Krieg zu führen und Frieden zu schließen ist von ihr dazu mißbraucht worden, allenthalben Zwietracht zu säen und Zwistigkeiten anzuzetteln, um dann im Trüben zu fischen; alle Friedensverträge, die sie mit indischen Fürsten geschlossen, waren nur ebenso viele Veranlassungen zu treu-

losem Friedensbruch. Länder, die einst in der höchsten Blüthe standen, hat sie zu einem Zustande der Verarmung, des Verfalls und der Entvölkerung heruntergebracht, unsrer eigenen Macht zum Schaden und unserm Nationalcharakter zu einem unauslöschlichen Schimpf. Die Gesetze des Mutterlandes wurden von ihr offenkundig und fast in jeder Beziehung verachtet. Die Beamten der Compagnie haben theils dadurch, daß sie mittelst Ankaufs von Aktien das Stimmrecht in der Versammlung der Eigenthümer sich erwarben, theils dadurch, daß sie die Direktoren durch gemachte Vorschüsse zu ihren Schuldnern machten, nach und nach die vollständige und absolute Gewalt über diejenigen an sich gerissen, von denen sie sollten geleitet und in Schranken gehalten werden. So war die Compagnie genöthigt, zu den Uebelthaten und Schändlichkeiten ihrer Beamten ein Auge zuzudrücken, statt ihnen Einhalt zu thun. Die Angelegenheiten der Compagnie sind in ein wahrhaft gefährliches Stadium getreten. Viele Millionen unschuldiger und achtungswürdiger Eingeborenen, welche vor Gewalt und Unrecht zu schirmen England verpflichtet ist, stehen unter dem Druck einer gewaltthätigen, habsüchtigen und räuberischen Tyrannei ꝛc."

So schilderten die Häupter des brittischen Volks die Zustände dieser Handelsgesellschaft, und die Thatsachen, die zu Tage kamen, schienen diese Schilderung weit hinter sich zu lassen. Was Wunder, wenn das Parlament nun eingriff? Die Verwaltung der Compagnie ward von da an wesentlich eine andere. Es wurde (1783) das sogenannte Oberaufsichtsamt (Board of Control) gegründet, das einem Minister der Krone übertragen ward, und dessen Aufgabe darin bestand, alle staatlichen Anordnungen des Hofs der Direktoren zu überwachen und, wenn nöthig, zu verändern. Ohne die Unterschrift des Controlamts durfte keine Depesche nach Indien gehen. Ueberhaupt gieng von da an ein wesentlicher Theil der Verwaltung Indiens an die königliche Regierung über. Allerdings knüpften sich daran neue Uebelstände. Die Geschäftsführung in der Heimath wurde schwerfälliger, indem das Hin- und Herschicken der Verordnungen vom Ostindienhaus (dem Sitz des Direktorenhofs) nach dem Controlamt und umgekehrt, und die Ausgleichung der Ansichten, welche stets auf schriftlichem Wege geschah, den Gang der Geschäfte unendlich schleppend machte. Eine weitere Folge davon war, daß der Präsident des Direktorenhofs, statt wie

bisher die Geschäfte im Plenum der 24 (oder später 18) Direktoren abzumachen, von nun an Alles blos mit den Präsidenten der einzelnen Ausschüsse besprach *) und dann mit dem Controlamt sich ins Reine setzte; ferner daß die Generalgouverneure in Indien, um nicht durch den schleppenden Geschäftsgang in London aufgehalten zu werden, für die unmittelbare Verwaltung des indischen Reichs eine so ausgedehnte Vollmacht erhielten, daß sie an die Macht der alten römischen Proconsuln erinnert. Das Schlimmste aber war, daß fortan auf Niemand mehr die Verantwortlichkeit ruhte für das, was in Indien gethan wurde. Die Statthalter wälzten sie auf den Hof der Direktoren, diese schoben sie weiter auf den Minister des Controlamts, und umgekehrt. Keiner wollte, wenn irgend etwas mißlich gieng oder schief stand, die Schuld tragen, — ein Zustand, der in einem so wohlgeordneten Gemeinwesen, wie das des brittischen Volkes ist, geradezu unbegreiflich ist.

Dieß ist die Lage der Dinge bis auf die heutige Stunde. Nur eine bedeutungsvolle und folgenreiche Veränderung muß noch erwähnt werden. Es war nachgerade ein ganz unerträglicher Zustand geworden, nicht nur daß die ganze übrige Handelswelt Englands, die nicht zur Compagnie gehörte, von dem Handel mit dem reichsten Lande der Erde sollte ausgeschlossen sein, sondern auch daß die Regierung eines der größten Reiche der Welt in den Händen einer Handelsgesellschaft, in den Händen von Kaufleuten und Capitalisten liegen solle. Nichts ist unnatürlicher und verderblicher, als ein Handelsmonopol; aber noch schlimmer ists, wenn der Handel und gar das Monopol des Handels in den Händen der Herrscher eines Landes ist. Dagegen empört sich der Geist des 19. Jahrhunderts. Ganz England erhob sich dagegen, und im Jahr 1813, als der Freibrief der Compagnie der Erneuerung bedurfte, wurde ihr das Monopol des Handels mit Ostindien entzogen. Den ausschließlichen Handel mit China behielt sie noch; eine Krämerkönigin blieb sie somit noch ferner. Erst das Jahr 1833 machte diesem Mißstand ein völliges Ende. Ein Parlamentsbeschluß nöthigte die Compagnie, fernerhin alle und jede Betheiligung am Handel

*) Diese Conferenzen des Präsidenten des Direktorenhofs mit den Präsidenten der einzelnen Ausschüsse bildeten die sog. Secret Committee, d. h. den geheimen Ausschuß.

aufzugeben, „alle ihre Handelswaaren, alle Vorräthe und Effekten daheim und draußen zu veräußern, alle Waarenhäuser, Schiffe ꝛc. zu verkaufen und hinfort keinerlei Handelsgeschäft zu betreiben.“ *) Zu gleicher Zeit wurde Indien für alle Nationen eröffnet und jedem ehrlichen Manne gestattet, sich daselbst niederzulassen, Eigenthum zu erwerben ꝛc.**) Hiemit war der Ostindischen Compagnie für immer das Krämerhandwerk niedergelegt; aber den Krämergeist kann auch ein Parlamentsbeschluß nicht austreiben. An die Stelle des Monopols, das ihr bisher den Alleinhandel zwischen Indien und dem Mutterlande gesichert hatte, trat nun die Einführung eines Monopols im Innern Indiens selbst. Den Alleinverkauf des Salzes, dieses nothwendigsten aller menschlichen Lebensbedürfnisse, und des Opiums, dieses verderblichsten aller Luxusgifte, behielt sie bei und hat daraus die Hauptsummen ihrer Einkünfte bezogen. Des von Alters her ererbten Krämergeistes konnte sie bis heute in ihren Anordnungen sich nicht erwehren.

Wir wollen nicht unbillig sein. Es wäre geradezu Thorheit und Ungerechtigkeit, wenn wir läugnen wollten, daß die Regierung der Compagnie, namentlich seit 30 bis 40 Jahren, in tausend Beziehungen ein Segen für die Bevölkerung Indiens geworden ist. Nachdem einmal die mächtigsten Gegner ihrer Herrschaft niedergeworfen und unschädlich gemacht, nachdem die unwiderstehliche Ueberlegenheit angelsächsischer Kraft und Energie von ganz Indien anerkannt und an die Stelle der ewigen Kämpfe im Allgemeinen Ruhe und Ordnung getreten waren, nahm auch die Compagnie ihr eigentliches Friedenswerk kräftig und wohlmeinend zur Hand. Wo immer eine Provinz unter ihre Oberhoheit kam, da war sie bemüht, nicht nur das materielle Wohl des Landes durch Hebung des Ackerbaus, der Gewerbe, des Handels und der Industrie, durch Anlegung von prächtigen Straßen, soliden Brücken und ausgebreiteten Kanälen, durch Erbauung von Fabriken, Magazinen und Reisehäusern (Bangalo's), später durch den Bau eines colossalen Eisenbahn- und Telegraphennetzes ꝛc. zu fördern, sondern auch in die öffentliche Verwaltung, in das Abgaben- und Steuersystem und

*) Vgl. Missions-Magazin 1857, S. 204.

**) Dieser Beschluß hatte auch die Gründung unsrer Basler Mission in Indien zur Folge.

in die Rechtspflege eine solche Ordnung zu bringen, wie sie Indien unter keiner seiner früheren Regierungen gesehen hat. Länder, in denen Jahrhunderte lang nichts als Raub, Mord und Elend geherrscht hatte, blühten wunderbar auf; Wohlstand und Sicherheit des Eigenthums und der Personen kehrten überall ein, und alle Quellen öffentlicher Wohlfahrt schienen sich überall wie mit einem Zauberschlag zu eröffnen, wohin das Scepter der Compagnie reichte. Selbst Mills, der Geschichtschreiber der Ostindischen Compagnie und zugleich einer der strengsten Kritiker ihrer Regierung, sagt einmal*): „Ich bin überzeugt, daß die Compagnie während der Dauer ihrer Herrschaft mehr für ihre Untergebenen gethan, mehr guten Willen gegen sie an den Tag gelegt, an der gefährlichen Gewalt, die in ihre Hand gelegt war, weniger selbstsüchtig festgehalten, jeden Plan zur Verbesserung ihrer Verwaltung edelsinniger willkommen geheißen und zur Einführung solcher Verbesserungen sich bereitwilliger gezeigt hat, nicht nur als jede andere Regierung, die zu gleicher Zeit mit ihr existirte, sondern als alle übrigen Regierungen zusammen auf dem ganzen Erdboden." Auch die Missionare lassen der Compagnie, was ihren Eifer für die Hebung der materiellen und zeitlichen Wohlfahrt des Landes betrifft, alle Gerechtigkeit widerfahren. Missionar Campbell, der sein lehrreiches Buch über Indien im Jahr 1839 herausgab, schildert zwar die Zeiten der Eroberung des mächtigen Reiches mit den erschütterndsten Farben, wenn er spricht: „Feuer und Schwert verbreiteten ihre Verheerungen nach allen Seiten. Man hörte von nichts als von Verbrennen der Städte, von dem Hinschlachten von Alten und Jungen, von Verwüstung ganzer Provinzen, von der Niedermetzelung ganzer Armeen. Der Krieg hatte den Hunger, der Hunger die Pestilenz, und die Pestilenz ein furchtbares Sterben im Gefolge, bis die Bevölkerung der schönsten Provinzen zu einem schwachen Ueberbleibsel heruntergebracht, bis ganze Länder, die einst wie ein Garten blühten, zu einem wahren Blutacker gemacht waren. Und das Alles um des Goldes und Silbers, um der Rubinen und Diamanten willen, deren Glanz die Habgier reizte!" Aber dann zeigt Campbell auch den Umschwung der Dinge zum Besseren. „Die Regierung," schreibt er, „ist jetzt liberal, die Freiheit der Presse

*) Mills' History of India. Vol. VI. p. 286.

ungehindert, in den Regierungsstellen stehen im Allgemeinen intelligente und verdiente Männer, viele von den Richtern und Verwaltungsbeamten sind wahrhaft ausgezeichnete Leute; sie haben das Wohl des Gemeinwesens auf dem Herzen und wären für jedes andere Land eine wahre Zierde. Recht und Gerechtigkeit wird in den Gerichten gehandhabt, soweit der Arm der Regierung reicht; das Land blüht und die zeitliche Wohlfahrt der Völker, die unter dem Scepter der Compagnie stehen, ist in unverkennbarem Wachsthum begriffen."

Dieß Alles wird jeder Kenner Indiens freudig anerkennen und alle die Männer segnen, die zum zeitlichen Wohl dieses unglücklichen Landes das Ihrige beigetragen haben. Aber ist denn die Sicherung des Eigenthums und des Lebens, die Hebung des Landbaus, des Handels und der Industrie, die Anlegung von Straßen, Brücken, Kanälen, Eisenbahnen und Telegraphen, die geordnete Rechtspflege und Steuerverwaltung — ist dieß denn Alles, was eine *christliche* Regierung einem *heidnischen* Volke zu geben verpflichtet ist? Und hier ist der Punkt, wo über dem ganzen Regimente der Ostindischen Compagnie das gewaltige, erschütternde Wort des Herrn aller Herren steht: „*Aber Ich habe wider dich!*" — der Punkt, wo an den Wänden des Ostindienhauses in London und aller Regierungspaläste in Indien der alte Spruch zu lesen ist: *Mene, Mene, Tekel, Upharsin!*

---

3. Der Neutralitätsgrundsatz in Sachen der Religion.

Unter den Beschwerden und Anklagen, die während der Parlamentsuntersuchungen im Jahr 1783 gegen die Ostindische Compagnie erhoben wurden, befand sich keine über etwaige Vernachlässigung des *geistlichen* und *ewigen Wohls der Eingeborenen Indiens*. Daß die Compagnie das reiche, herrliche Land mit unersättlichem Golddurst aussauge, daß ihre Beamten sich alle Frevel der Bedrückung, der Tyrannei, des Eidbruchs gegen Volk und Fürsten zu Schulden kommen lassen, und daß dadurch die unterworfenen Provinzen zu einem „Zustand der Verarmung, des Verfalls und der Entvölkerung," wie *Burke* sich ausdrückte, her-

untergebracht würden, — das und noch vieles Andere wurde der Compagnie mit der äußersten Erbitterung vorgeworfen; aber daß sie die Seelen ihrer Unterthanen vernachlässigt, daß sie für die ewige Rettung der Hindus und Muhamedaner nichts gethan, darüber wird mit keiner Sylbe geklagt. Konnte man vielleicht von dieser Seite her der Compagnie keine Vorwürfe machen? Stand sie wenigstens darin rein und untadelig da vor Gott und Menschen? Ach, daß es so gewesen wäre! Aber freilich in Sachen der Religion stand es damals mit der von allen Seiten hartverklagten Compagnie nicht schlimmer, als mit ihren bittern Feinden und Verklägern selbst. England glich zu jener Zeit, was seinen religiösen Zustand betrifft, einer Winterlandschaft, die von Eis und Frost starrt, und wo fast jede Regung des Lebens in einer Art von Todesschlummer untergegangen zu sein schien. Was Wunder, wenn einestheils die Compagnie und ihre Beamten in Indien weder Willens noch im Stande waren, in die tödtliche Erstarrung des indischen Heidenthums ein Element göttlichen Lebens hineinzutragen, und wenn anderntheils die Verkläger der Compagnie im Mutterlande in dieser Beziehung nichts Tadelnswerthes an ihr zu finden wußten!

Ob der Hof der Direktoren und seine indischen Beamten überhaupt bis zu jenem Zeitpunkt mit klarem Bewußtsein sich über die Frage Rechenschaft gegeben hatten, welche Pflicht sie, als eine christliche Regierung, ihren heidnischen und muhamedanischen Unterthanen gegenüber habe, ist fast zu bezweifeln. Das Bewußtsein, daß sie nicht blos eine Handelsgesellschaft, sondern auch eine Regierung sei, zu deren Obliegenheiten auch sittliche Pflichten gehören, scheint sich im Ostindienhaus nur langsam Bahn gebrochen zu haben; und wenn die Gewalt der Thatsachen sie dennoch nach und nach zur Erwägung der ihnen obliegenden Regierungspflichten hindrängte, so hatte der Krämergeist doch dabei so sehr die Herrschaft, daß alle ihre Regierungsmaßregeln sich fast ausschließlich um Erhebung von Steuern und Abgaben, um Regulirung des Handels, um Sicherung ihrer Interessen und Sonderrechte bewegten. Um geistige und geistliche Interessen, um Sachen der Religion und der höheren Bildung schienen sich die Handelsherren so wenig zu bekümmern, als die Mauersteine des Ostindienhauses, in welchem sie ihre Berathungen hielten. Allerdings sandten sie vertragsmäßig

da und dort einen englischen Geistlichen nach Indien; aber dessen Aufgabe war es nicht, sich der Eingeborenen anzunehmen, sondern der Kreis seiner Thätigkeit beschränkte sich ausschließlich auf die brittischen Compagniebeamten, deren Kinder er zu taufen, deren Ehen er einzusegnen, und denen er wenigstens an den hohen christlichen Festen wohl auch eine Predigt zu halten hatte. Von welcher Art aber damals diese „geistlichen" Herren selber waren, wie sie zum größten Theil an den schwelgerischen Trinkgelagen ihrer weltlichen Umgebung, an Tanz- und Spielparthien, an theatralischen Vorstellungen und dergleichen Antheil nahmen, ohne Anstoß oder Aergerniß zu geben, ja wie sie oft in trunkenem Zustand mitten unter andern Betrunkenen gefunden wurden und jeweilen sich nicht scheuten, das Heilige zum Gegenstand des Spottes zu machen, davon finden sich auch später noch leider Beispiele genug. Was für Einfluß auf die Evangelisirung des indischen Volks war von solchen Menschen zu erwarten?

Doch es dauerte nicht mehr lange, so hieß es auch von England: „Siehe, der Winter ist vergangen; die Blumen sind erschienen im Lande, der Lenz ist herbeigekommen und die Stimme der Turteltaube läßt sich hören in unserm Lande. Der Feigenbaum würzet seine Früchte, die Weinstöcke blühen und geben ihre Frucht." Hohelied 2, 11—13. Zuerst regte sich das neue göttliche Leben in kleinen, verborgenen Kreisen, sowohl in der Staatskirche als unter den Dissenters; dann verbreitete es sich auch auf die Universitäten, vor Allem nach Cambridge (Kähmbridsch), wo der unvergeßliche Prediger Charles Simeon einen tiefgehenden und mächtig anregenden Einfluß auf die Studenten ausübte. Er wußte namentlich die jungen Theologen für die Herrlichkeit des Evangeliums wieder zu begeistern und sie zum Suchen in der Schrift zu erwecken; und während er in erster Linie für die verkommenen Gemeinden des eigenen Vaterlands eine Generation von gläubigen und wahrhaft geistlich gesinnten Predigern heranzubilden suchte, vergaß er doch auch nicht der brittischen Kolonien und der in denselben wohnenden heidnischen Bevölkerung, für welche er zunächst nicht sowohl Missionare, als vielmehr wahrhaft missionsmäßige Caplane zu erziehen und zu gewinnen bemüht war. Wer erinnert sich nicht der Namen eines David Brown, Henry Martyn, Claudius Buchanan, Thomas Thomason, Daniel Corrie, die um jene

Zeit anfiengen, als Caplane der Compagnie nach Indien zu gehen und der Mission unter den Indobritten und unter den Eingeborenen den Weg zu bahnen.

Aber eben dieß ist auch der Zeitpunkt, wo die Direktoren der Ostindischen Compagnie, gedrängt durch den erwachenden Missionsgeist, sich veranlaßt sahen, über die in Sachen der Religion zu befolgende Politik sich klar zu werden und mit vollem Bewußtsein den Weg einzuschlagen, den sie für ihre Zwecke am angemessensten hielten. Geschah es doch eben damals, daß die ersten Baptisten-Missionare (William Carey u. A.) auf dem Gebiet der Ostindischen Compagnie ihre Evangelisationsarbeit zu beginnen wünschten und von den brittischen Beamten in Calcutta Schutz und Unterstützung begehrten. Um dieselbe Zeit (1796) hatte einer der angesehensten und begütertsten Männer Schottlands, Robert Haldane, den heldenmüthigen Entschluß gefaßt, seinen prächtigen Landsitz Airthey zu verkaufen und in Gemeinschaft mit drei Predigern, Dr. Innes, Dr. Bogue und Ewing, die dafür ihre freudige Bereitwilligkeit ausgesprochen hatten, auf eigene Kosten eine Mission in Benares zu begründen. Er selbst wollte nicht blos die Kosten der Ausrüstung, der Reise und des Aufenthalts in Indien für Alle tragen, sondern er setzte auch für den Fall seines Todes die Summe von 25,000 Pf. St. (Fr. 625,000) aus, wodurch die Kosten dieser Mission bestritten werden sollten. Als Haldane den edlen Wilberforce besuchte, um ihm diesen Plan mitzutheilen, fand er denselben in einem Lehnstuhl sitzend, die Füße in Flanell eingewickelt und heftig von Fußgicht leidend. Der würdige Mann entschuldigte sich bei Haldane's Eintreten, daß er nicht aufstehen könne. Als er aber von seinem Gaste hörte, um was es sich handle, und als dieser mit glühender Begeisterung ihm den großen Plan entwickelte, da sprang der gichtkranke Mann wie elektrisirt von seinem Lehnstuhl auf und hinkte jubelnd und Gott preisend, trotz aller seiner Schmerzen, im Zimmer umher. Es handelte sich nur noch um die Erlaubniß der Direktoren der Ostindischen Compagnie. Der damalige Präsident des Controlamts, Lord Melville, ein naher Verwandter Haldane's, gab ausweichende Antworten. Der berühmte Premierminister Pitt, gleichfalls ein Verwandter Haldane's, gieng scheinbar mit Interesse auf den kühnen Plan ein, nannte ihn großartig, ja sublim, schloß aber damit, daß er

die absolute Unausführbarkeit desselben darzuthun suchte. Endlich kam die Sache vor den Hof der Direktoren im Ostindienhaus. Es galt nun eine Entscheidung. Und die Entscheidung ließ nicht lange auf sich warten. „Ich wollte," rief in jener denkwürdigen Sitzung einer der Direktoren, „ich wollte lieber eine Bande von Teufeln in Indien sehen, als eine Bande von Missionaren!" Die Bitte ward abgeschlagen; Haldane und seine Freunde mußten ihren Plan aufgeben.

Es war kaum anders zu erwarten. Dem Glanz des Goldes wohnt ein Zauber inne, der das Herz des Menschen verödet und für höhere Dinge des Geistes unempfänglich macht. Das Trachten nach Reichthum der Erde und das Fragen nach dem Himmelreich finden sich nirgends beisammen. Seit den fürstlichen Kaufherren zu Tyrus und den mächtigen Krämern zu Carthago ist es darin nicht anders geworden. Auch die Geldmänner der Ostindischen Compagnie haben es aufs Neue versiegelt, daß man nicht zugleich Gott und dem Mammon dienen kann. Sie hatten den Mammon erwählt, so mußte Gott ferne bleiben. Deßhalb „lieber eine Bande von Teufeln in Indien, als eine Schaar von Sendboten Christi!"

Von da an war die Politik der Compagnie in Indien, was Religionssachen betrifft, klar und mit Bewußtsein entschieden. Wir wollen nicht ungerecht sein. Es gab zu allen Zeiten, daheim und draußen, unter ihnen rühmliche Ausnahmen. Auch die Gegner der Mission im Direktorenhof, — wir wollen es gerne glauben, — wollten nicht eigentlich das Christenthum selbst verläugnen oder befeinden. Sie mochten für sich selbst gute Kirchenmänner sein. Sie wollten ebenso die Fehler der katholischen Portugiesen, welche mit Feuer und Schwert und mit den Qualen der Inquisition das Christenthum einführten, als die Fehler der protestantischen Holländer, welche durch Mittel der Bestechung und des moralischen Zwangs die Eingeborenen zu Christen machten, — das Alles wollten sie vermeiden. Sie wollten freisinnig handeln und in Sachen des Gewissens und der religiösen Ueberzeugung Jedem, selbst dem Götzendiener und dem Muselman, volle und unbedingte Freiheit lassen. Als Regierung wollten sie Jeden in seinem Glauben und in seinem Cultus schützen. Volle und wahrhaft partheilose Neutralität in Sachen der Religion, — das sollte das Princip ihrer Regierung in Indien sein.

Das Alles klingt schön und vortrefflich. Wir wollen glauben, daß die Kaufherren in London es darin redlich und aufrichtig meinten, ja daß sie damit den Weg wahrer politischer Weisheit eingeschlagen zu haben meinten. Aber sie vergaßen, daß kein Mensch auf Erden in irgend einer bedeutenden Lebensfrage, am allerwenigsten in Sachen der Religion, wirklich neutral zu sein vermag. Es ist eine Unmöglichkeit. Der Mund der allerhöchsten Wahrheit und Weisheit hat es selbst ausgesprochen: „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich!" Auch die Ostindische Compagnie mußte ihre schön klingende Theorie in der wirklichen Praxis Lügen strafen. Es konnte nicht anders kommen. In der Praxis werden die Herzen offenbar, und was darinnen ist. Der gleißende Neutralitätsgrundsatz gestaltete sich auf dem Boden der Wirklichkeit zu einer bis ins Unglaubliche gehenden Begünstigung des Götzendienstes und zu einer entschieden feindlichen Haltung gegen das Christenthum.

Wir übertreiben nicht. Die Geschichte selbst gibt dafür ihr trauriges, niederschlagendes Zeugniß. Indem wir nun diese Zeugnisse darzulegen versuchen, haben wir zwei Seiten der Sache, obwohl sie in der Erfahrung überall in einander greifen, dennoch bei unsrer Darstellung aus einander zu halten. Wir meinen die systematische Begünstigung des Götzendienstes einerseits, und die feindliche Abwehr aller christlichen Einflüsse auf die Eingeborenen Indiens anderseits. Unser nächstes Heft soll, so Gott will, darüber nähere Mittheilungen geben.

Die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft und der indische Aufruhr.

Im Februarheft dieses Jahrgangs (S. 105) haben wir auszugsweise die Denkschrift mitgetheilt, welche die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft im Sept. 1857 aus Anlaß der indischen Meutereien an die Königin, beziehungsweise ans Parlament gerichtet hatte. Dieselbe Ge-

sellschaft veranstaltete am 12. Januar des laufenden Jahres eine große Versammlung in der berühmten Exeterhalle zu London, um die Angelegenheiten Indiens noch weiter zu besprechen. Diese Versammlung war außerordentlich besucht. Den Vorsitz führte der erste geistliche Würdenträger Englands, der Erzbischof von Canterbury; auf der Plattform befanden sich neben einer großen Zahl von Geistlichen und Laien aus London und den Provinzen auch der Graf Chichester (Präsident der kirchl. MG.), die Bischöfe von London, Winchester und Norwich, der ehemalige Bischof von Bombay (Carr), der Dekan von Carlisle, Lord Cholmondeley, die Parlamentsmitglieder Kinnaird und Verney, und viele andere angesehene und bekannte Männer. Nach Gebet und Verlesung von Jes. 26, 1—13 erhob sich der Erzbischof und eröffnete die Versammlung mit einer Ansprache, in welcher er den Zweck und die Bedeutung dieser außerordentlichen Zusammenkunft auseinandersetzte. „Es könnte anmaßend sein zu fragen," sagte er unter Anderem, „warum Gott die furchtbaren Greuel in Indien zugelassen habe; aber es scheint, daß eben nichts Geringeres als solche erschütternde Unglücksfälle nothwendig waren, um unsre Nation zu einem Gefühl ihrer tiefen Verantwortlichkeit und ihrer großen Schuld gegenüber von Indien aufzurütteln. Denn schon so lange ist diese zahllose Menge von Heiden unsrem Scepter unterworfen, und doch haben wir noch so wenig, — ja als Nation weniger als wenig gethan, um ihre Finsterniß zu erhellen und sie zu der Erkenntniß des Heils zu bringen, dessen Licht der Herr uns selbst so helle hat scheinen lassen . . . . Die Evangelisirung Indiens ist eine Aufgabe, welche aller Anstrengungen werth ist, deren wir fähig sind. Das Ziel, dem wir nun entgegenstreben, ist, daß mehr Missionare ausgesandt werden, durch deren Predigt und Unterricht das Christenthum in jenem umnachteten Lande weiter und gründlicher bekannt gemacht werde, als dieß bis jetzt der Fall war, und daß den Siegen, durch welche Gott unsre Waffen im offenen Felde gesegnet hat, die friedlichen, aber noch glorreicheren Siege des Kreuzes folgen mögen. Es ist ferne von uns zu wünschen, daß Mittel des Zwangs angewendet würden. Das Reich Gottes wird nicht durch Zwang ausgebreitet. Die Hindus und Muhamedaner aber werden nur langsam begreifen, daß wir die Sache, die wir zu fördern begehren, nicht auf dem Wege der Gewalt und Nöthigung durchführen wollen. Der Hindu, dessen Religion Grausamkeit ist, und der Moslem, der seinen Glauben mit Feuer und Schwert ausbreitet, wird kaum verstehen können, daß die Bekehrung des ganzen ungeheuren Landes in unsern Augen gar

keinen Werth hätte, wenn sie nicht anders als durch Zwang und Gewalt zu Stande gebracht werden könnte. Was wir allein begehren, und was unser ganzes Land wie mit Einer Stimme verlangt, das ist, daß man unsre Religion ohne Hinderung in Indien gewähren lasse. Welches auch die künftige Regierung dort sein möge, — wir rufen nicht ihren mächtigen Beistand zu Hülfe; wir begehren nur ihr Wohlwollen. Wir verlangen, daß die Regierung sich offen zum Christenthum bekenne, daß unsre Missionare freien Spielraum haben, daß die bekehrten Eingeborenen von ihr nicht wie bisher mit Feindseligkeit behandelt, sondern vielmehr ermuthigt werden."

Dieser einleitenden Rede folgte die Verlesung des Dokuments, in welchem die Committee der kirchl. MG. sich über die Maßregeln ausspricht, welche sie für die Zeit in Vorschlag bringt, wann Indien durch Gottes Gnade wieder zur Ruhe gebracht sein wird. Dieses Dokument ist zu wichtig, als daß wir es uns versagen könnten, es fast in seiner ganzen Ausdehnung hier wiederzugeben. Es wird darin zuerst auf die Denkschrift hingewiesen, die sie früher der Königin einreichte, und worin sie einestheils „eine wahrhaft christliche Politik von Seiten der indobrittischen Regierung" verlangte, und anderntheils die Nothwendigkeit eines gründlichen und auf die Bibel gegründeten Volksunterrichts für Indien darlegte. „Wenn die nächste Generation der indischen Bevölkerung," fügt sie im vorliegenden Dokument hinzu, „über die Stufe von Finsterniß und Grausamkeit, auf der ihre Vorväter standen, hinaufgehoben, wenn die Gemüther einigermaßen vorbereitet werden sollen, den Werth der christlichen Wahrheit zu würdigen, sobald sie ihnen vorgehalten wird, wenn endlich aus den Eingeborenen treue Beamte für höhere und niedere Regierungsstellen hervorgehen sollen, so muß ein verbessertes System des Volksunterrichts eingeführt werden. Nach gewöhnlicher Berechnung sind es nicht weniger als 15 bis 20 Millionen heidnischer und muhamedanischer Kinder, welche Schulunterricht empfangen sollten. Ein so riesenmäßiges Unternehmen übersteigt weit die Kräfte der Missionsgesellschaften, auch wenn ihre Mittel uns tausendfache vermehrt würden. Nur die Regierung ist im Stande, die Unterweisung der Volksmassen kräftig in die Hand zu nehmen; und es gereicht uns zu großem Danke gegen Gott, daß die Regierung von Indien in ihrem Unterrichtsdekret vom J. 1854 diese Pflicht wenigstens anerkannt, und bereits in vielen Provinzen bedeutende Verbesserungen in Betreff des weltlichen Unterrichts eingeführt hat. Was aber noch fehlt, ist die Einführung der Bibel

in die Regierungsschulen. Ehe dieß geschieht, werden diese Schulen weder auf die öffentliche Sittlichkeit wohlthätig wirken, noch den National-Charakter der indischen Bevölkerung heben und bessern. In Sachen des Volksunterrichts aber kann die Regierung mit Recht die Unterstützung und Mitwirkung der Missionsgesellschaften erwarten, sofern diese eine Anzahl eingeborener christlicher Schullehrer zu erziehen, Elementarbücher für die Schulen zu übersetzen und auszufertigen, und eine christliche Literatur in den Landessprachen zu schaffen, die Aufgabe haben. In dieser Sache ist das Interesse aller protestantischen Missionsgesellschaften gleicher Maßen betheiligt und die Mitwirkung Aller zu diesem Zwecke von höchster Wichtigkeit. Da aber die Angelegenheit des indischen Volksunterrichts am füglichsten durch eine eigene Gesellschaft betrieben wird, die sich ausschließlich damit beschäftigt, so hat sich unter dem gemeinschaftlichen Zusammenwirken der verschiedenen großen Missionsgesellschaften Londons die „Gesellschaft zur Beförderung des christlichen Volksunterrichts in Indien" (Christian vernacular Education Society for India) gebildet, deren Unterstützung die Committee Jedermann aufs angelegentlichste empfiehlt."

Nach diesen allgemeineren Bemerkungen, die auf die Förderung des Christenthums in Indien Bezug haben, kommt das Dokument auf diejenigen Fragen zu reden, die sich speciell auf die eigentliche Missionsthätigkeit beziehen, und legt der Versammlung in dieser Beziehung folgende Punkte zur Erwägung vor.

„1. Die Committee ist mit den Leitern aller andern Missionsgesellschaften aufs tiefste überzeugt, daß Gott durch die neuesten Ereignisse die christliche Kirche zu neuen und größeren Anstrengungen für die Bekehrung Indiens auffordert, und daß Er hiefür mehr als je die Thüren weit aufgethan hat. Dieselbe Ueberzeugung erfüllt die Gemüther unsrer Missionare draußen. Bei einer Conferenz, welche unsre Missionsbrüder kürzlich in Bengalen hielten, sprachen sie ihre einstimmige Meinung in folgenden Worten aus: 'Wenn wir alle Umstände dieser furchtbaren Heimsuchung des göttlichen Gerichts überschauen, so können wir einerseits nicht anderes als unsere Ueberzeugung aussprechen, daß die Sünden der in Indien lebenden Europäer in ihrem Theil mit beigetragen haben, Gottes Zorn herauszufordern; auf der andern Seite aber ist es uns nicht möglich, in Betreff des künftigen und endlichen Gelingens unsrer Arbeit irgend einem Gefühl des Verzagens Raum zu geben. Im Gegentheil, wir nehmen Vieles wahr, was uns Grund zur Hoffnung und zu neuem Muthe giebt, — Vieles, was uns antreibt, in fröhlichem

Glauben und getrostem Hoffen vorwärts zu gehen. Wir fühlen aber dringender als je die Nothwendigkeit verdoppelter Anstrengungen auf Seiten des Volkes Gottes sowohl hier als in Europa, besonders wenn wir erwägen, daß diese Rebellion, so unbeschreiblich verhängnißvoll sie auch ist, ohne Zweifel die furchtbarsten Bollwerke niederreißen wird, die dem freien Lauf des Evangeliums bisher im Wege gestanden, und von denen nicht das geringste das Kastenwesen ist.'

„2. Die Committee glaubt eine Frage nicht unbeachtet lassen zu dürfen, die jeweilen nicht gerade in wohlwollender Absicht aufgeworfen ward, — die Frage: Welchen Erfolg haben bis jetzt die indischen Missionen gehabt? Unter gewöhnlichen Umständen, und in einer Versammlung wie die gegenwärtige ist, wäre es überflüssig, auf diese Frage einzugehen. Aber gerade jetzt ist es nöthig, daß jede Frage, die auf Indien Bezug hat, bis auf den Grund untersucht werde, und deßhalb verweisen wir einen Jeden, der darüber nähere Belehrung sucht, auf zwei Schriftchen, die im Jahr 1852 von Mullens, einem erfahrenen und ausgezeichneten Missionar in Calcutta verfaßt, ebendaselbst herausgegeben und der sorgfältigen Prüfung einer Missions-Conferenz unterworfen wurden. Sie haben den Titel: 'Resultate der Missionsarbeiten in Indien' und 'Statistik der indischen Missionen'.*) Wir führen daraus nur die Eine Stelle an, wo es heißt: 'Eine genaue und vollständige Untersuchung in Betreff des Standes der christlichen Missionen in Hindostan zeigt, daß dieselben eine höhere Stellung einnehmen und mit reicheren Früchten gesegnet sind, als frühere Nachweisungen je dargethan, oder als ihre wärmsten Freunde je zu denken gewagt haben.'

„3. Die gegenwärtige Krise hat nicht nur den ächt christlichen Charakter der eingeborenen Bekehrten ans Licht gebracht und ihre Treue bewährt, sondern sie hat auch gezeigt, wie hoch dieselben sogar in der Achtung ihrer eigenen heidnischen Landsleute stehen. Die größte Zahl eingeborener Christen findet sich in Süd-Indien, und eben sie sind es, die beim Ausbruch der Meuterei in der achtungswerthesten Weise ihre Unterthanentreue an den Tag gelegt und dem Statthalter zu Madras ihre Dienste angeboten haben. Die eingeborenen Christen zu Kischnagor in Bengalen haben denselben Sinn bewährt. In den Nordwest-Provinzen befanden sich zur Zeit des

*) Wir haben aus diesen Schriften im vorigen Jahrgange des Miss. Mag. S. 285 Auszüge gegeben.

Ausbruchs zwischen 2000 und 3000 eingeborene Christen, die zu verschiedenen Missionsgesellschaften gehören und auf verschiedene Stationen zerstreut sind; und zum Preise der göttlichen Gnade wird von dort berichtet, daß sie insgesammt fest zu ihrem Gott und treu zu ihrem Unterthanen-Eide standen. Sie haben überall die gleichen Verluste und die gleichen Leiden, selbst bis zum Märtyrertode erduldet, wie die europäischen Christen. Bis jetzt hat man nicht erfahren können, daß mehr als nur ganz wenige Individuen sich durch Furcht verleiten ließen, ihren christlichen Glauben zu verläugnen,*) während zu Bareilly und Fattepur gegen hundert derselben mit den Europäern umgekommen sind. Zu Delhi erlitt ein eingeborener Prediger, Waylayat Ali, ein bekehrter Muhamedaner, freudig und standhaft den grausamen Märtyrertod für Christum. Zu Amritsar lebte ein eingeborener Prediger, Daoud, ein bekehrter Sikh, mitten unter einer erhitzten, aufgeregten Volksmasse, welche die eingeborenen Christen mißhandelte und ihnen zu verstehen gab, daß ihre Tage gezählt seien. Als man ihn aufforderte, nach einem gefahrloseren Orte zu fliehen, erwiederte er hochherzig, er wolle lieber in seinem Hause sterben als fliehen; ermahne er ja doch selbst täglich die ihm anvertrauten Gemeindeglieder, diejenigen nicht zu fürchten, die den Leib tödten können, sondern vielmehr Gott zu fürchten. Zu Allahabad erduldete Gopinath Nandy, ein eingeborener Prediger, grausame Qualen mit unerschütterlicher Treue, indem er sich selbst durch lautes Hersagen der Worte des Herrn ermunterte: 'Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um Meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Uebels wider euch, so sie daran lügen. Seid fröhlich und getrost, es wird euch im Himmel wohl belohnet werden; denn also haben sie verfolget die Propheten, die vor euch gewesen sind.' Matth. 5, 11. 12.

„In andern Distrikten fanden die eingeborenen Christen, die der Wuth der Meuterer ausgesetzt waren, Schutz bei ihren heidnischen Landsleuten. Zwei Katechisten unsrer Gesellschaft waren in einem Dorf 4 Stunden von Benares stationirt, mitten unter einer heidnischen Bevölkerung. Als nun die ganze Umgegend von Räubern und Mördern zu wimmeln anfieng, forderten die Missionare in Benares jene Katechisten auf, um

*) Daß einige Engländer während des Militäraufstandes ihren christlichen Glauben verläugnet und durch Bekenntniß zum Islam sich das leibliche Leben gerettet haben, bekannten sie selbst in den Zeitungen und haben sich dessen gerühmt. Es sind das in der Regel dieselben Leute, welche die Mission als durchaus frucht- und hoffnungslos darzustellen pflegen.

ihrer Sicherheit willen zu ihnen zu kommen. Aber die Dorfbewohner selbst baten auf's dringendste, daß jene bleiben möchten, und verbürgten sich selbst für ihre Sicherheit, und so konnten diese beiden Männer ihre friedlichen Arbeiten ungestört während der ganzen Zeit des Aufruhrs unter den Hindus fortsetzen.

„Zu Gorrackpur hat unsre Gesellschaft ein Christendorf, das 200 eingeborene Christen zählt, mit einer Kirche und mehreren Schulen. Die indobrittische Regierung hielt es für ihre Pflicht, wegen der Nachbarschaft des empörten Königreichs Audh alle Europäer sammt dem dort befindlichen Schatz nach andern Stationen zu beordern. Da kam ein dort wohnender Hindu-Radscha (Fürst) und verbürgte sich für den Schutz des Christendorfes und des sämmtlichen Missionseigenthums; er selbst unterzeichnete eine Liste sämmtlicher seiner Obhut anvertrauten Gegenstände und gab sie dem Missionar bei dessen Abzug, mit der Versicherung, Alles wieder unversehrt zurückzustellen, sobald die Unruhen vorüber sein sollten. Gleich darauf wurde Gorrackpur von den Audh-Rebellen besetzt und die grüne (muhamedanische) Fahne auf der bisherigen Wohnung des englischen Oberbeamten aufgepflanzt. Die eingeborenen Christen aber blieben viele Wochen lang ungefährdet in ihrem Dorf, bis ein Rebellenhaufe sie von dort verjagte.

„Die Treue der eingeborenen Christen hat ihnen auch in der Achtung der Europäer in Indien eine ganz neue Stellung verschafft. Ihre Hülfe und Unterstützung wurde angelegentlichst von denen gesucht, die in der Stunde der Gefahr von ihren heidnischen Dienern verlassen worden waren. Die Localbehörden zu Benares und Agra forderten sie auf, sich als Polizeimannschaft und als Kanoniere anwerben zu lassen, und im Pandschâb hat der Commissär Jeden, der die nöthige Befähigung besitze, eingeladen, sich um öffentliche Stellen innerhalb seines Amtskreises zu bewerben.

„4. Die Committee hat viel Ursache, Gott zu danken, daß, obschon ein großer Theil ihres Missionseigenthums in Indien zerstört wurde, nicht Einer ihrer Missionare das Leben verlor. Wir sprechen unsrer älteren Schwester, der Gesellschaft für Verbreitung des Evangeliums, unsere innigste Theilnahme aus über dem Verlust ihrer trefflichen Arbeiter, sowie andern Gesellschaften, die Gleiches erduldet haben. Wir bewundern den Glaubensmuth, mit dem diese schwer heimgesuchten Gesellschaften einen Aufruf um neue Arbeiter erlassen haben, die 'sich über den Todten mögen taufen lassen'; wir selbst aber haben die gute Zuversicht, daß Beweggründe

des Dankes gegen den Gott, der das Leben unsrer Brüder bewahrt hat, Manche veranlassen werden, sich unter die Zahl unsrer Missionsarbeiter neu einreihen zu lassen.

„5. Wenn man neben den hoffnungsvollen Aussichten, die sich draußen auf dem indischen Missionsgebiet eröffnen, noch den neu erwachten Eifer erwägt, der in der Kirche daheim für die Missionen Indiens sich neuerdings offenbart, so dürfen wir mit gutem Grund die schönsten Erfolge für die Zukunft erwarten, wenn nur die nöthigen Mittel für erweiterte Missionsthätigkeit uns dargereicht werden. Die Committee glaubt hoffen zu dürfen, daß es nicht an Leuten für das große Werk fehlen werde. Die Zahl derer, die sich ihr für den Dienst in der Mission angeboten haben, hat sich in der letzten Zeit bedeutend vermehrt. Wir glauben, daß dieß eine Erhörung unsrer Gebete ist; wir wiederholen aber die schon so oft an unsere Freunde und Mitarbeiter gerichtete Bitte auch bei dieser Gelegenheit, daß sie das Bedürfniß nach mehr Arbeitern fortwährend dem Herrn der Ernte in ihren Gebeten vortragen mögen.

„Die Hoffnungen der Mission beruhen vorzüglich auf den eingeborenen Gehülfen unter europäischer Oberleitung. Die Tauglichkeit und Befähigung solcher Arbeiter für ihre hohe Aufgabe ist jetzt außer allen Zweifel gesetzt und aller Welt bekannt. Die Beweise für die ächt christliche Gesinnung der eingeborenen Christen, wie wir sie bereits aufgeführt haben, sind ermuthigend, nicht nur wenn wir sie als das Ergebniß der bisherigen Missionsarbeit ansehen, sondern auch sofern sie eine Bürgschaft für den dauernden Bestand der indischen Christengemeinden für die Zukunft darbieten. Daß viele dieser Bekehrten schwache und unreife Christen sind, wird von Allen zugegeben. Aber es gibt viele glänzende Ausnahmen; und eben diese sind das Material, aus welchem eingeborene Lehrer und Prediger gewonnen werden können.

„6. Schließlich spricht die Committee bei dem gegenwärtigen feierlichen und bedeutungsvollen Anlaß, im demüthigen Vertrauen auf das Nahesein Jesu, das vornemlich aller Missionsthätigkeit Seiner Kirche verheißen ist, ihre Ueberzeugung aus, daß nun die Zeit gekommen ist, wo die Evangelisation von ganz Indien den protestantischen Christen Europa's und Amerika's als das Ziel vorgehalten werden muß, das sie bei allen ihren künftigen Operationsplänen zu erstreben oder wenigstens im Auge zu behalten haben.

„Bis jetzt sind die Anstrengungen der Christenheit zu Gunsten In-

diens wenig und schwach gewesen. Auf eine halbe Million Einwohner kommt nicht mehr als Ein Missionar. Ungeheure Gebiete des Landes mit vielen Millionen unsterblicher Seelen haben den Schall des Evangeliums noch gar nicht gehört. Kaum je Einer unter Tausend hat den Glauben an Christum angenommen. Wir freuen uns aber der Thatsache, daß mehr als zwanzig protestantische Missionsgesellschaften Europa's und Amerika's in Indien arbeiten. Der Herr hat ihnen Allen gesegnete Früchte ihrer Arbeit verliehen und dadurch Alle als Seine Diener anerkannt. Mag auch jede dieser Gesellschaften ihre eigene kirchliche Form oder Verfassung mitbringen, jede hält doch den Eingeborenen das uns Allen gemeinsame Heil als die 'köstliche Perle' vor. Es fällt den Eingeborenen nicht schwer, die wesentliche Einheit der Kirche Christi zu erkennen in ihrem Gegensatz gegen die falschen Religionen des Heidenthums. Die Zukunft der indischen Nationalkirche dürfen wir getrost der Hand des großen Hirten und Bischofs unsrer Seelen überlassen. Uns ziemt es nur, vor allen Dingen die Predigt vom Glauben an Christum durch ganz Indien hin erschallen zu lassen. Darauf lasset uns mit allen evangelischen Christen aller Länder mit neuem heiligem Eifer im Namen des Herrn, und im Geist der Eintracht und christlichen Liebe hinarbeiten, als auf die Hauptaufgabe unsrer Zeit.

„Die Committee in ihrem Theil wird aufs sorgfältigste erwägen, in welcher Weise sie die vermehrten Mittel, die etwa ihr zur Verfügung gestellt werden, am besten verwenden möge. Sie wird die Missionskarte Indiens aufs Neue vornehmen und sich fragen, wo bereits andere Gesellschaften arbeiten, wo die bedeutendsten und einflußreichsten Stämme wohnen, und welches die Stationen sein möchten, von denen aus die Evangelisirung des näheren und weiteren Umkreises am sichersten erzielt werden könnte. Für jetzt weisen wir nur auf die aufgeregten Nordwest-Provinzen hin. Viele Stationen dort bedürfen unmittelbare Hülfe. Mehr Arbeiter sind erforderlich in Gorrackpur, an den Gränzen von Audh; zu Bhagelpur mit seinen Santal-Stämmen; zu Dschabbelpur in Central-Indien; ferner in Pandschâb zu Amritsar, Peschauer und Multan. Die Ansprüche des Pandschâb auf Englands Dankbarkeit wird Niemand läugnen. Unsere Gesellschaft hat auch die Pflicht übernommen, ihre Missionen über das Königreich Audh auszudehnen, und zwar sowohl in Folge der großmüthigen Anerbietung von 1000 Pf. Sterl. (Fr. 25,000) für den ersten Missionar, der dahin ausgesandt würde, als auch und noch viel mehr in Folge der Aufforderung eines der edelsten Staatsmänner und Helden

Indiens, des verewigten Sir Henry Lawrence. Er war es, der die Gesellschaft veranlaßte, ihre Missionare nach dem Pandschâb zu senden, nachdem er das Land beruhigt hatte; er steuerte reichlich zu deren Unterhalt bei; und er war es, der den Wunsch aussprach, daß unsre Missionare zugleich mit ihm in Audh einziehen möchten, als er zum Civilgouverneur dieses Landes ernannt wurde. Die Besetzung Audhs mit Missionen ist jetzt eine doppelte Pflicht für unsre Gesellschaft geworden, sobald diese Provinz wieder der brittischen Herrschaft unterworfen ist.

„Während aber die Committee an die Ausdehnung ihrer Missionen denkt, verliert sie den gleich wichtigen Grundsatz, jede Station mit den nöthigen Arbeitskräften zu versehen, keineswegs aus den Augen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß jede Station, wenn die Arbeit im Segen fortgehen soll, wohl mit Missionaren versehen sein muß. Es müssen immer mehrere Brüder auf einer Hauptstation sich befinden, damit die verschiedenen Zweige der Arbeit, die Seelenpflege, die Schulen und Erziehungsanstalten, die Missionsreisen ꝛc. nicht ins Stocken gerathen, zumal bei den Wechseln und Veränderungen, die das inwische Klima so oft zur Folge hat.

„Dieß sind die Beweggründe, welche unsre Gesellschaft zur Gründung eines 'besondern indischen Fonds' veranlassen. Wenn unsre indischen Missionen in der Weise wie wir es dargelegt haben, erweitert und verstärkt werden sollen, so bedarf es eines bedeutenden jährlichen Zuwachses in unsern Einnahmen. Die Committee spricht ihren Dank aus für viele bereits empfangene und ermuthigende Zusagen von vermehrter Unterstützung. Sie bedarf aber eine alljährlich und gleichmäßig fortgesetzte Bethätigung solcher Unterstützungen. Sie bedarf der Beisteuern der reicheren Klassen in demselben Verhältniß, wie sie sie schon seit langer Zeit von den ärmeren Klassen empfängt, — wöchentliche, monatliche, halbjährliche Gaben, wie eben der Herr Gnade gibt. Alles wird nächst Gott von der Aufnahme abhängen, welche dieser Aufruf bei den Freunden der Gesellschaft findet. Die Worte des Propheten aber sollen uns zum Trost und zur Ermuthigung dienen, wenn er spricht: 'So spricht der Herr, der Solches macht, der Herr, der es bereitet und ausrichtet; Herr ist Sein Name: Rufe zu mir, so will ich dir antworten, und will dir anzeigen große und erhabene Dinge, die du nicht weißt.' Jer. 33, 2. 3."

Nach Verlesung dieses inhalts- und lehrreichen Dokuments folgten die Reden. Gerne möchten wir dieselben in voller Ausdehnung hier

wiedergeben; denn selten mögen in einer Missionsversammlung bedeutendere und lehrreichere Worte gesprochen worden sein. Allein der Raum dieser Blätter setzt uns Schranken. Wir müssen versuchen, von einigen dieser Ansprachen gleichsam den Rahm oben abzuschöpfen.

Unter denjenigen Rednern, die weniger durch den Glanz der Darstellung, als durch die einfache und klare Aufstellung von Thatsachen die Aufmerksamkeit der Versammlung fesselten, war das bekannte Parlamentsmitglied Arthur Kinnaird. Er hob zuerst mit gewaltigem Ernst die Versäumnisse hervor, welche England sich in Betreff Indiens habe zu Schulden kommen lassen. „England ist nun seit mehr als einem Jahrhundert im Besitz dieses ungeheuern Reiches," sprach er; „und doch haben wir seine Bevölkerung fast in einer vollständigen Unbekanntschaft mit dem Evangelium gelassen! Es ist wahr, es stehen 440 Missionare in Indien; aber was ist das unter einer Bevölkerung von 200 Millionen Seelen! Kann man das eine Evangelisation Indiens nennen? Wenn man einem Fremdling, der nie nach London gekommen wäre, sagen würde, diese ungeheure Weltstadt sei mit Gas beleuchtet, und er fände nun bei seinem Eintritt in dieselbe eine Gaslampe etwa an der London-Brücke, eine zweite in der City bei Charing Croß, eine dritte in der Vorstadt Islington, und sonst keine einzige mehr, — was würde er denken von der vielgerühmten Beleuchtung Londons? Aber das kann uns eine Vorstellung geben von dem, was bis dahin in religiöser Beziehung für Indien gethan worden ist." — „Und doch", fuhr Kinnaird fort, „doch haben wir Ursache, für die gesegneten Erfolge dankbar zu sein, von denen bis jetzt die Arbeiten dieser kleinen Schaar von Missionaren begleitet waren. Wir dürfen den Segen nicht unterschätzen, den Gott selbst dieser kleinen Zahl von Knechten Christi beschеert hat. Wir können hinweisen auf 112,000 Bekehrte; wir können hinweisen auf die 100,000 Kinder, die in unsern Schulen und Erziehungsanstalten unterrichtet werden. Auch ist es der Erwähnung werth, daß die Regierungsschulen, aus denen die Bibel systematisch ausgeschlossen ist, nur 400 an der Zahl sind und gegenwärtig nicht mehr als 25,000 Schüler zählen, während die Missionsschulen, wo die Bibel und der biblische Unterricht die Hauptsache ist, auf mehr als 1600 sich belaufen und nahezu von 100,000 Schülern besucht werden. Folglich verhalten sich die Regierungsschulen zu den Missionsschulen wie Eins zu Vier. Ich habe die Zuversicht, daß alle evangelischen Missionsgesellschafttn mit neuem Eifer sich des Volksunterrichts in Indien annehmen werden. Dadurch wird der Verbreitung

einer gründlichen Bibelkenntniß in hohem Grade der Weg gebahnt werden, — und dieß ist um so wichtiger, da ja die heilige Schrift nur dem lesekundigen Theil der Bevölkerung Indiens, der leider bis jetzt noch sehr gering ist, zugänglich sein kann. Wie kommt es, daß, ungeachtet die brittische Bibelgesellschaft in diesem Jahrhundert nicht weniger als zehn Uebersetzungen der ganzen Bibel in indische Sprache, außerdem 17 Uebersetzungen des N. Testaments und 7 von einzelnen Theilen der Bibel veranstaltet und gedruckt hat, — daß dennoch seit dem Anfang dieses Jahrhunderts die Gesammtzahl der in Indien verbreiteten heiligen Schriften sich auf nicht mehr als vier Millionen belief? Es ist der Mangel an Volksunterricht, der Mangel an lesekundigen Leuten, was bis jetzt eine größere Verbreitung des Wortes Gottes verhindert hat. Deßhalb habe ich die Hoffnung, daß alle die verschiedenen Missionsgesellschaften, die in Indien für den Herrn arbeiten, neue und größere Anstrengungen machen werden, der indischen Bevölkerung den Segen eines christlichen Volksunterrichts zu bringen.

„Ich kann es mir aber nicht versagen, auch noch auf den außerordentlichen Segen hinzuweisen, den die Gnade Gottes auf die Mission von Tschota (Klein-)Nagpur*) gelegt hat. Innerhalb sechs Jahren wurden Eintausend der dortigen Kohls (Coles) getauft, und diese neubekehrten Christen haben die Aufrichtigkeit ihres Bekenntnisses dadurch an den Tag gelegt, daß sie nicht nur aus eigenen Mitteln ihre Kirche und ihre Schulen erbaut haben, sondern selbst als Missionare auftreten und für die Ausbreitung des Evangeliums arbeiten. Lasset mich auch hinweisen auf Tenasserim und Pegu (in Birma), wo jener reichgesegnete Knecht Christi, Adoniram Judson, arbeitete, nachdem er im J. 1812 von Brittisch-Indien durch die Behörden der Ostindischen Compagnie vertrieben worden war. Was war dort das Ergebniß der Missionsarbeiten? Dort ist nun eine christliche Bevölkerung von 100,000 Seelen; dort stehen 176 Birmanische und Karenen-Gemeinden mit 11,966 Communicanten und 2500 Schülern, von welchen letzteren 197 in dem höheren Seminar zu Rangun für das Predigtamt erzogen werden, und mit 174 eingeborenen Pastoren und Lehrern. Liegt darin nicht für uns eine Ermuthigung und Aufforderung, in unsrer Arbeit getrost vorwärts zu gehen? . . Ach, hätten wir in Nord-Indien 100,000 eingeborene Christen gehabt, statt jener 100,000 muhamedanischer und bramanischer Sipoys,

*) Es ist dieß die Mission des ehrwürdigen Predigers Goßner in Berlin.

die sich gegen uns empört haben, wir hätten wahrlich die entsetzlichen Ereignisse nicht zu beklagen, die vor Kurzem unser Reich im Osten erschüttert haben! . . ."

Unmittelbar auf Kinnaird folgte Missionar C. Reuther, früher von Prediger Goßner nach Indien ausgesandt, sodann in die Dienste der kirchlichen MG. eingetreten und seit mehreren Jahren in Dschaunpur im Distrikt Benares stationirt. Er hatte selbst alle Greuel des Militäraufstandes mit durchlebt, und wurde nun aufgefordert, aus seinen Erfahrungen Einiges mitzutheilen. Wir können nicht umhin, seine Ansprache in ihrem ganzen Umfang hier wiederzugeben.

„Nachdem ich," fieng er an, „fünfzehn Jahre in Indien zugebracht habe, so sei es mir nun gestattet, einige Worte zu Gunsten dieses unglücklichen Landes zu sagen. Da ich ein Ausländer (Deutscher) bin, so muß ich um Nachsicht und Geduld bitten. Ich werde mich kurz fassen und nur das erzählen, was ich gesehen habe. Ich bin mit meiner Familie mitten in der Gefahr, mitten in dem allgemeinen Wirrsal und Blutvergießen gestanden; aber der Herr hat uns gnädig errettet. Er hat Großes für uns gethan, deß sind wir fröhlich. Wir haben in Ihm einen Gott erfunden, der da Gebete hört und erhört; wir haben erfahren, daß Er ein mächtiger Erretter ist in der Zeit, da uns Hülfe Noth thut. Deßhalb soll, was ich sage, ausschließlich zu Seiner Ehre gesagt sein.

„Es war am 5. Juni, daß ich mit meiner Familie in dem Hause des englischen Beamten zu Dschaunpur mich befand. Dort hatten sich auch andere europäische Bewohner der Station mit ihren Frauen und Kindern eingefunden; wir zählten im Ganzen etwa 30 Personen. Die zwei Compagnieen Sikhs, die damals in Dschaunpur in Garnison lagen, standen als Schutzwache um uns her; denn die Station sollte eben von einem bedeutenden Corps meuterischer Sipoys angegriffen werden, die von Benares her gegen uns anmarschirten. Unsre Sikhs schienen treu zu sein; sie versicherten uns, daß sie bis auf den letzten Mann treu zu uns stehen werden. Aber wie die Kreter zu des Apostels Paulus Zeit allzumal Lügner waren, so sind es die Heiden in Hindostan. Wir waren noch nicht lange in der Amtswohnung der Station, als die Sikhs ihre Waffen gegen uns kehrten. Sie schossen vor unsern Augen ihren englischen Offizier nieder und ermordeten den obersten Civilbeamten. Unsre Lage war vorher schon schlimm gewesen, aber nun wurde sie ungleich bedenklicher. Wir flüchteten uns in ein kleines Zimmer zu ebener Erde

und verbarrikadirten uns da so gut wir konnten; aber das half uns wenig, denn die Sikhs schossen durch die Jalousie-Läden. Wir befanden uns in einer überaus hülflosen Lage; denn wir hatten weder die Mittel, uns zu vertheidigen, noch stand uns ein Weg offen zum Entfliehen. Und doch, Ein Freund stand uns zur Seite, — ein Freund, der nie im Stiche läßt, und dieser Freund war der Herr unser Gott. Zu Ihm erhoben wir unsre Herzen im Gebet, in Seinen Schutz empfahlen wir uns und unsre Kinder, und Er hat unser Flehen vernommen. Die Sikhs hörten auf zu schießen und liefen davon. Wir waren frei. Wir fühlten, daß wenn der Herr nicht mit uns gewesen wäre, so hätten uns unsre Feinde gar verschlungen. Ihm sei Ruhm und Ehre gebracht.

„Unsre Drangsale waren jedoch nicht vorüber. Die Sikhs waren noch immer nahe. Die ganze Gegend wimmelte von Meuterern. Dazu kam noch das schlimmste Gesindel, das sich allenthalben an die meuterischen Sipoys anschloß, und das gleich Raubvögeln jeden Augenblick bereit war, über uns herzufallen. Von dieser Stätte der Gefahr zu entfliehen, und zwar gerade in der furchtbarsten Hitze des Jahres, mit so vielen kleinen Kindern, das war keine leichte Sache. Einer von uns rief: 'Was geschehen soll, das muß ohne den geringsten Verzug geschehen,' — und wir Alle kamen überein, nicht nach Benares, sondern nach Dschafferäbad uns zu flüchten. Wir hatten zwei Wagen, und mit diesen lenkten wir sofort von der Benaresstraße ab. Dadurch wurden wir zum zweiten Mal errettet; denn wären wir nur eine halbe Stunde weiter auf dieser Straße gezogen, so wären wir, wie wir hernach erfuhren, einer Abtheilung der irregulären Reiterei in die Hände gefallen, die sich verschworen hatte, weder einen europäischen noch einen eingeborenen Christen zu verschonen. Sie hätten uns Alle ohne Erbarmen niedergemetzelt. Einer von uns war diese Straße gegangen, und sobald er auf diese Aufrührer stieß, ward er niedergeschossen. Wir schlugen die Gasipur-Straße ein und zogen so schnell als die Umstände es erlaubten, vorwärts; nach und nach aber fanden wir auch diese Straße so schwierig und unsicher, daß wir genöthigt waren, zu Päßsawa, etwa fünf Stunden von Dschaunpur, anzuhalten. Es gelang uns, ein kleines Boot zu miethen, in welchem wir den Fluß Gumti, der bei Gasipur vorüberfließt, hinabzufahren gedachten. Es war bereits Mitternacht; und wäre nicht auch dießmal der Herr mit uns gewesen, so wäre unser Entkommen unmöglich geworden. Die Gier nach Plünderung und die Zuchtlosigkeit der Leute war so groß, daß wir schon mit Tagesanbruch angehalten wur-

den. Bereits war ein Dorf ums andere, gleich Dschaunpur, von den Meuterern überfallen und geplündert, und dann in Brand gesteckt worden. Unsre Lage war über alle Maaßen bedenklich. Dennoch gelang es uns zweimal, aus den Händen der Frevler wieder zu entkommen. Zu Karrakack, wo wir zum dritten Mal angehalten wurden, wollten uns die Leute nicht fortlassen. Hier war die Volksmasse sehr groß und aufgeregt, und der Eine schrie das, der Andere jenes. Wir schickten nach dem Dorfschulzen. Derselbe kam mit seinen Leuten, aber er that nichts; sie kehrten uns den Rücken und überließen uns der Willkühr des wüthenden Volkshaufens. Da richtete ein zornglühender Muselman seine Augen auf mich und rief: 'Sehet, das ist der Missionar, der auf der Dschaunpur-Brücke seine Lästerungen ausstreute und alle Leute zu Christen machen wollte!' Es war mir nicht unerwartet, so etwas zu hören; denn fanatische Muhamedaner nannten uns Missionare oft 'Gotteslästerer', weil wir die Lehre verkündigten, daß der gekreuzigte Christus der Sohn Gottes und der einige Heiland der Welt sei, gerade wie man dem Herrn Jesus selbst oftmals vorwarf, er habe Gott gelästert, weil er sich selbst den Sohn des lebendigen Gottes nannte. Ich weiß nicht, was uns zu Karrakack begegnet wäre, wäre nicht der Herr uns zur Seite gestanden. Gerade da die Gefahr am höchsten war, sandte Er uns einen Freund und Retter. Ein einflußreicher Mann des Ortes, ein Hindu, nahm uns in sein Haus und schützte uns da zwei Tage lang. Darauf giengen wir bei Nacht, unter dem zahlreichen Schutzgeleite von freundlichgesinnten Eingeborenen, zurück nach Pässawa, von wo wir endlich durch eine Abtheilung Europäer, die freiwillig sich angeboten hatten uns aufzusuchen, nach Benares abgeholt wurden. Diese Stadt erreichten wir nach fünf Tagen unsäglicher Gefahr Abends den 9. Juni, Gott lobend und preisend für Alles, was Er in Seiner Barmherzigkeit an uns gethan hatte.

„Vielleicht erwartet Ihr, meine Freunde, daß ich auch etwas mittheile über die Lage unsrer eingeborenen Christen in jenen Tagen der Prüfung. Und auch hier muß ich wieder zum Ruhm des barmherzigen Gottes sagen, daß Er als ein mächtiger Retter sich bewiesen hat in der Zeit, da uns Hülfe Noth that. An vielen Orten waren ihre Leiden groß; Viele haben ihr Eigenthum und ihren Verdienst verloren; Viele mußten gleich den Missionaren ihr Leben durch die Flucht retten. Andere wurden von den Feinden aufgefordert, ihren Glauben zu verläugnen; aber sie haben es vorgezogen, eher den Märtyrertod zu sterben, als daß sie vom Herrn abgefallen wären. Unser Freund Timotheus zu Asimghar

wurde von dem Sohn eines Radscha, der früher sein Schüler gewesen, aufgefordert, Muhamedaner zu werden, da er ja als Christ nicht mehr durchkommen könne. Timothens erwiederte: 'Ich würde nie einen guten Muhamedaner abgeben, was du aus meinen Unterweisungen wohl noch wissen wirst. Ich will bleiben was ich bin, — ein Christ!' Der Fürstensohn entgegnete: 'Wärest du nicht mein Lehrer gewesen, ich hätte dir für dieses Wort den Kopf abgeschlagen!' Ein anderer unsrer eingeborenen Christen kam nahe bei unserer brennenden Missionswohnung in Dschaunpur in eine äußerst bedenkliche Lage; aber er erklärte, er werde nimmermehr seinen Herrn verläugnen. 'Ich und mein Haus,' rief er, 'wir wollen dem Herrn dienen.' Ein eingeborener Christ zu Mirat rief aus, als er sein Haus und all sein Eigenthum in Flammen aufgehen sah: 'Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn sei gelobet!' Ein anderer Christ, der im Pandschab lebt, weigerte sich, in der Stunde der Gefahr zu fliehen, weil er ja oft genug den Heiden gepredigt habe, daß man nicht die zu fürchten habe, die den Leib tödten, sondern vielmehr den Herrn fürchten müsse, welcher Leib und Seele in die Hölle zu verderben vermöge. Als ich in Benares war, nach unsrer Flucht dahin, war unter allen dortigen eingeborenen Christen unverkennbar die Stimmung herrschend: 'Mag kommen, was da will, wir bleiben auf des Herrn Seite. Er hat uns in den Tagen des Friedens und Wohlstands gesegnet, sollten wir nun nicht auch willig sein, in Seinem Namen zu leiden, wenn es also Sein Wohlgefallen wäre?'

„Diejenigen Europäer, welche unsre Christen eben als bloße Reis-Christen (d. h. als Leute, die um des Brodes willen sich zum Christenthum bekennen) anzusehen pflegten, waren bis dahin der Meinung, dieselben seien für Regierungsstellen oder sonst für wichtigere Aufgaben ganz und gar untauglich; aber die gegenwärtige Rebellion hat gezeigt, daß ihnen viel geistiges Leben inne wohnt, und daß sie nicht die verächtliche Klasse von Leuten sind, für die man sie bisher gehalten hat. Sie sind in diesen Tagen der Prüfung in vielfacher Beziehung auf festeren Boden gegründet worden. Innerlich schien ihr Glaube zu wachsen mit der wachsenden Gefahr, und wie ihr Tag war, so war auch ihre Kraft; äußerlich sind sie in der Achtung aller Europäer gestiegen. Als die brittischen Regierungsbeamten in Benares in der Zeit der höchsten Gefahr keine vertrauenswürdigen Leute mehr unter den Hindus und Muhamedanern finden konnten, da fiengen sie an, nach unsern eingeborenen Christen sich umzusehen. Schaaren derselben wurden schon im Monat Juni,

während ich dort war, angestellt; sie dienten schon damals zur vollen Befriedigung der Regierung, und dieß ist, wie ich seitdem aus Briefen von dort ersehe, noch immer der Fall.

„Anfangs glaubten Etliche, diese furchtbare Rebellion sei eine Frucht des Missionswesens in Indien. Diese Ansicht aber konnte in Indien selbst nie Boden gewinnen; die Thatsachen sprachen zu stark dagegen. Der Aufstand gieng ausschließlich von den Sipoys aus, und gerade die Sipoy-Armee war ja bis dahin gegen den Einfluß der Mission hermetisch verschlossen geblieben. Ich bin, wie schon bemerkt, 15 Jahre in Indien gewesen; aber in dieser ganzen Zeit bin ich nie in eine Sipoy-Caserne gekommen, — nicht daß ich den Wunsch nicht gehabt hätte, den Sipoys ebenso gut als allen Andern das Wort vom Kreuze zu predigen; aber es war mir dieß nie gestattet. Jedermann wußte, daß die Regierung aufs ängstlichste darauf bedacht war, den Einfluß der Missionare von der Armee ferne zu halten, — und sie hat ihn ferne gehalten. Den Missionaren standen Millionen andere Leute offen, zu denen sie freien Zugang hatten, — und deßhalb brauchten sie der eingeborenen Armee sich nicht aufzudrängen.

„Es ist bemerkenswerth, daß gerade diejenigen Heiden, die am meisten unter dem Einfluß der Mission standen, sich überall und durchweg der Regierung zugethan bewiesen. Sie waren es, die so viele Europäer und eingeborene Christen unter ihren Schutz nahmen und ihnen auf ihrer Flucht freundlich forthalfen. Nicht Ein Fall ist mir zur Kenntniß gekommen, wo solche Leute sich an die Meuterer angeschlossen hätten. Als wir auf unsrer Flucht durch ein Dorf zogen, wo ich eine Schule hatte, umringten uns die Schulknaben mit ihren Eltern, und viele von ihnen vergossen Thränen des Mitleids und der Theilnahme, als sie uns in einer so betrübten Lage sahen. Die Dorfbewohner waren bereit, für uns und für die Regierung zu thun, was nur in ihrer Macht stand.

„Als kurz vor dem Ausbruch zu Mirat sich in allen Nordwest-Provinzen das Gerücht verbreitete, daß die Regierung alle Eingeborenen durch List zu Christen machen wolle; daß das Salz, das Mehl und andere Dinge verunreinigt und mit zerriebenen Menschenknochen vermischt seien, um den Eingeborenen die Kaste zu verderben; daß jene geheimnißvollen Tschapatties oder kleine Brodkuchen*) zu demselben Zweck von der

*) Vergl. Miss.-Mag. 1857. S. 480.

Regierung umhergesandt würden; und als so Viele von den gemeinen Leuten diese Gerüchte glaubten und argwöhnisch, ja wüthend gegen die Regierung wurden, da lachten alle diejenigen, die unter dem Einfluß der Mission standen, über diese sinnlosen Gerüchte und ließen sich nicht einen Augenblick dadurch beunruhigen. Wäre die ganze Nation unter dem Einfluß der Mission gestanden, die Rebellion hätte nimmermehr unter dem Vorwand beginnen können, daß die Regierung alle Eingeborenen durch Mittel der List und Gewalt zu Christen machen wolle.

„Wäre die Mission Schuld an diesem furchtbaren Aufstand, wie hätte es geschehen können, daß wir, als wir zu Benares waren, unbewaffnet und schutzlos mitten unter das Volk gehen konnten? Gerade als die Gefahr aufs höchste gestiegen war, und als kein Europäer weder vom Civil- noch Militärstand es wagte, unbewaffnet auszugehen, da geschah es, daß ich drei meiner kleinen Kinder mitten ins Herz der Stadt Benares mitnahm, und Niemand fiel es ein, uns etwas Leids zu thun. Viele, es ist wahr, staunten mich an, aber das war Alles. Man sieht es jetzt auch in England ein, daß diese schreckliche Rebellion nicht darin ihren Grund hat, daß man das Christenthum und die Bibel in Indien verbreitete, sondern umgekehrt darin, daß man dieß nicht that. So weit als die Bibel unter das Volk kam, so weit blieb Alles ruhig; aber drüber hinaus ist alles Finsterniß und Verwirrung. Es ist ein Mißgriff zu glauben, die Bibel müsse den Eingeborenen Indiens vorenthalten werden. Die Eingeborenen fürchten sich nicht vor der Bibel; sie bewundern sie und lesen sie gerne. Unsre Dschaunpur-Mission war nur eine kleine Mission; aber wir hatten doch 500 heidnische und muhamedanische Knaben und Jünglinge im Unterricht, und hätte es uns nicht an Mitteln und Kräften gefehlt, so hätten wir viermal so viel Schüler haben können; und doch war die Bibel das erste, das Hauptbuch, das in unsern Schulen gelehrt wurde. Es ist eine wohlbekannte und bereits erwähnte Thatsache, daß, obgleich die Bibel aus den Regierungsschulen verbannt ist, in den Missionsschulen dagegen fleißig gelehrt wird, dennoch die letzteren eine viel größere Zahl von Schülern haben als jene. Ich kenne Indien genau, und kann versichern, daß die Bibel dort noch nie einen Schaden angerichtet hat. Ihre Wirkungen alle sind gut und gesegnet gewesen, und zählet darauf, dieß wird auch in alle Zukunft der Fall sein.

„Als ich zu Benares war nach unserer Flucht, erhielt ich einen sehr netten Brief von einem muhamedanischen Jungen, der in einer unserer Schulen unterrichtet worden war. Darin sagt er unter Anderem: 'Ich

weiß, daß der Herr Jesus Christus der Sohn Gottes ist, und daß alle Gewalt im Himmel und auf Erden Ihm übergeben ist, und deßhalb glaube ich, daß Er diesen Aufruhr bald dämpfen und Sein Reich in diesem Lande aufrichten wird.' Das ist auch ganz meine Ueberzeugung. Viele Missionsstationen sind zerstört worden, aber es ist kein Grund vorhanden, daß wir verzagen. Wird bei uns daheim nur brünstiger und anhaltender gebetet, und stehen draußen mehr treue Arbeiter, so wird es nicht fehlen, Indien wird noch ein Eigenthum des Herrn werden."

Unmittelbar auf Miss. Reuther folgte Herr J. C. Colquhoun (sprich: Cohün), einer der ausgezeichnetsten Männer Englands. Der Gegenstand, den er zu behandeln hatte, und die klare, geistvolle Weise, wie er denselben behandelte, ist für jeden Freund der indischen Missionen zu wichtig, als daß wir seine Rede ganz übergehen dürften. Das ihm vorgeschriebene Thema nemlich, das er besprechen sollte, lautet also: „Eine christliche Nation, welcher die Herrschaft über ein Volk anvertraut ist, das den wahren Gott nicht kennt, und das unter den socialen und sittlichen Uebeln leidet, welche allezeit von falschen Religionen unzertrennlich sind, — eine solche Nation ist verpflichtet, die wahre Religion ihren Untergebenen aufs angelegentlichste anzuempfehlen, und zwar durch solche Mittel, die mit wahrer Gewissensfreiheit und mit den Grundsätzen einer gerechten Toleranz verträglich sind."

„In England," sagte der Redner, „ist es die öffentliche Meinung, durch welche die Handlungsweise der Regierung wesentlich bestimmt wird. Zu einer Zeit nun, wo das Parlament zusammenzutreten und über die künftige Regierung Indiens zu entscheiden im Begriff ist, ist es von höchster Wichtigkeit, der öffentlichen Meinung einen klaren und genau bestimmten Ausdruck zu geben. Eine so einflußreiche Gesellschaft aber, wie die der kirchlichen MG., die über das ganze Land hin verzweigt ist, die im Herzen der Britten so tiefe Wurzeln geschlagen hat, und die deßhalb die religiöse Stimmung des Landes in so bedeutendem Maaße repräsentirt, — sie hat die Pflicht, ihre Meinung mit Besonnenheit und Ruhe auszusprechen. Nun kommt es mir vor, daß diejenigen, die mit der Regierung der 200 Millionen Bewohner Indiens beauftragt sind, ein Recht haben, sich an uns zu wenden und zu sagen: 'Die Zeit für allgemeine Phrasen und leere Deklamationen ist vorüber; saget uns klar und bestimmt, was ihr an der Regierung Indiens auszusetzen habet; saget uns einfach und nüchtern, was ihr von uns fordert.'

„Nun, auf diese Frage will ich versuchen, eine Antwort zu geben.

Und da darf ich gleich von vorne herein es aussprechen, daß es einem vernünftigen Christen unter uns nicht von ferne einfällt, von der Regierung zu fordern, daß sie nun einen religiösen Kreuzzug gegen die Götzen Indiens unternehme. Englische Toleranz würde einen solchen Kreuzzug nicht dulden; der Geist des Evangeliums kann ihn nicht zugeben. Aber während wir dergleichen entschieden von uns weisen und für jeden Eingeborenen Indiens die vollste Duldung verlangen; ja während wir fordern, daß ein Jeder seine eigenen Religionsgebräuche in voller Freiheit übe, so gemein und verwerflich sie auch sein mögen, und seinem Gotte unbeschränkt diene, so unrein auch dieser Dienst sein mag, so müssen wir uns doch zwei Beschränkungen vorbehalten, die von selbst jedem denkenden Menschen einleuchten, und die dem Wesen nach auch von der indischen Regierung anerkannt sind. Die eine ist, daß eine Religion nicht gegen die Gesetze der Menschlichkeit streiten darf, — die andere, daß sie nicht das öffentliche Schicklichkeitsgefühl verletze. Würden diese Grundsätze ehrlich und fest durchgeführt, so würde schon dadurch ohne Zweifel in der öffentlichen Sitte Indiens eine große und wohlthätige Veränderung hervorgerufen werden. Jedenfalls würden viele bis jetzt noch geduldeten Dinge, die gegen das sittliche Gefühl und gegen alle Schicklichkeit verstoßen, nicht länger sich offen zur Schau stellen dürfen. Dem sei aber, wie ihm wolle: die Duldung, die wir meinen, ist nicht Neutralität, wenn überhaupt auf Seiten der Regierung Neutralität in Sachen der Religion möglich ist. Im Gegentheil, ich sage mit voller Zuversicht, eine Regierung kann in Religionssachen nicht neutral sein; sie kann nicht über allen den verschiedenen Religionen stehen und sagen: 'Wir halten es mit keiner Parthie in Glaubenssachen.' Das ists nicht, was wir unter Toleranz verstehen; das ist Unglaube.

„Unter der Toleranz aber, die wir für Indien begehren, verstehen wir ebenso wenig das, daß man zwar den heidnischen Gebräuchen volle und unverkümmerte Freiheit gestatte, dagegen dem Christenthum keinerlei Duldung zu Theil werden lasse. Nicht das ist unsre Meinung, daß man zwar Alles was schlecht, unrein und liederlich ist vertragen, daß man den Schutz der brittischen Flagge und den schirmenden Arm der brittischen Gesetze über die Verirrungen des Heidenthums ausbreiten soll; dagegen, wenn Einer, gedrungen von den Regungen seines Gewissens, und beseelt von tiefen sittlichen Beweggründen, seinen früheren unreinen Religionsgebräuchen den Abschied gibt und sich zum Evangelium bekehrt und seine Kniee vor dem Gekreuzigten beugt, daß dann alle Aemter und

Aemtlein der brittischen Regierung und alle Stellen in den Reihen der brittischen Armee ihm für immer verschlossen seien. So ists bisher in Indien gewesen; so aber soll und darf es hinfort nicht mehr sein. Wir haben das unantastbare Zeugniß eines der größten Männer, die Indien gesehen hat, des Sir John Lawrence, daß im Pandschäb darin etwas Neues zu sehen ist, — ja hört, ein Neues, ganz Neues für Indien; und das ist, daß ein Eingeborener ein Christ sein und doch der brittischen Krone dienen darf! Das alte System ist ein großes Uebel, und unsre erste Forderung, die wir ruhig und besonnen, aber unwiderruflich an die Regierung von Indien stellen, ist die, daß es darin anders werde, daß das alte System aufhören muß. Der Grundsatz, der im Pandschäb angenommen ward, — in jener Provinz, von woher wir im Lauf der letzten Monate so oft mit klopfendem Herzen die telegraphische Botschaft vernahmen: 'Der Pandschäb ist ruhig,' — dieser Grundsatz muß durch die ganze Länge und Breite Indiens angenommen und durchgeführt werden.

„Aber wir haben noch eine andere Forderung, die wir an die Regierung stellen. Es gibt in dem religiösen System der Hindus einen Punkt, dem wir nach und nach eine Stellung, ein Gewicht eingeräumt haben, das ebenso gefährlich als ungerecht ist. Ich meine die Kaste. Was ist der Sinn jener bedeutungsvollen Erklärung, die nicht etwa in einem Privatbrief, sondern in einer amtlichen Verordnung ausgesprochen ist, daß 'die Kaste im indischen Heeresdienst nicht länger herrschen' soll? Hab' ich die Worte recht gelesen? Ist es möglich, daß dieses System, das den Kindermord sanktionirt, das die Individuen von einander strenge absondert und isolirt, das die zartesten Regungen des Herzens erstickt, den Unterthan seinem Herrscher entfremdet und einen Jeden von seinem Nächsten durch unübersteigliche Scheidewände trennt, — daß dieses System in unserm indischen Heerdienst 'herrschen' durfte? — herrschen, allerdings Gottlob nicht in der Armee von Madräs, aber absolut herrschen in der Armee von Bengalen, so vollkommen und oberherrlich herrschen, daß die Soldaten niederer Kaste diejenigen von höherer Kaste nicht einmal berühren durften, und daß die Soldaten der höheren Kaste den Gehorsam verweigerten und die Kriegszucht abschüttelten, weil diese Kriegszucht, man höre! — mit ihren Kastengesetzen sich nicht vertrug. Ich habe das gute Vertrauen, daß der jetzige Oberfeldherr Indiens, Sir Colin Campbell, nicht viel Federlesens mit diesen Kastenskrupeln machen, daß er, sobald der Friede wiederhergestellt ist, zu seinen Soldaten sagen wird: 'Ich bin angewiesen, eine bessere Kriegszucht einzuführen. Ihr habt freie

Wahl, ob ihr in unsrem Heere dienen wollt oder nicht; das steht ganz in eurem Belieben. Aber wenn ihr einmal Dienst nehmet und Sold empfanget, so thut was euch gebührt und unterwerfet euch der Kriegszucht des brittischen Heeres.' Dann werden alle jene Schrecken, alle jene tollen Einbildungen, welche die Sipoys kürzlich zur Meuterei veranlaßt haben, allenthalben verschwinden, wie sie im Pandschâb verschwunden sind, und man wird finden, daß die brittische Kriegszucht ausreicht, um ein brittisches Heer in Ordnung zu halten.

„Es ist noch ein dritter Punkt, auf den wir kommen müssen, und es ist der schwierigste und kitzlichste von allen. Man wird uns fragen: 'Was schlaget ihr denn vor in Betreff des indischen Schulunterrichts?' Gestattet mir, meine Freunde, vor allen Dingen anzugeben, was die gegenwärtige Praxis ist. Diese datirt schon von Anordnungen her, welche Lord William Bentinck während seiner Obestatthalterschaft in Indien im Jahr 1835 erließ. Er gründete, zu seiner Ehre sei es gesagt, Regierungsschulen über ganz Indien hin. Als Sir Charles Wood (ums Jahr 1854) im indischen Controlamt saß, erweiterte er dieses System, und zwar in einer Weise, die dasselbe, wenn es vollständig nach dem Wortlaut seiner Verordnung durchgeführt worden wäre, ausnehmend werthvoll gemacht hätte. Es sollten nemlich nicht blos Regierungsschulen gegründet, sondern auch an alle andern bestehenden Schulen, wenn sie nur gewissen billigen Forderungen in Betreff des darin ertheilten weltlichen Unterrichts entsprächen, Unterstützungsgelder (grants-in-aid) von Seiten der Regierung dargereicht werden. Aber in dem alten System von 1835 sowohl, als in dem neuen ebengenannten ist ein Punkt, gegen den wir protestiren müssen: ich meine die Bestimmung, daß in keiner der Regierungsschulen die Bibel gelesen werden darf. Die Bibel darf in dem Bücherschrank einer Schule aufgestellt werden gleich jedem andern Buch, um zum Nachschlagen zu dienen, wenn ein Schüler etwa einen englischen Schriftsteller wie Milton oder Spenser liest; sie darf gebraucht werden zur Erklärung europäischer Literatur, gerade so wie die Bücher über Wischnu und Schiwa gebraucht werden, wenn es sich um Erklärung indischer Schriften handelt; aber versuch' es, sie aus dem Bücherschrank zu nehmen, um aus ihr eine Glaubenslehre zu beweisen, oder sie als Richtschnur fürs Leben zu gebrauchen, und es tritt dir sofort ein absolutes Verbot entgegen, das nicht nur für Bengalen, sondern für ganz Indien gilt. Ich spreche es frei und unumwunden aus, dieses System kann und darf nicht ferner bestehen. Ich kann jenes

System verstehen, das einst ein bekannter römischer Kaiser mit den Worten aussprach: 'Ich halte alle eure mannigfachen Glaubensüberzeugungen für gleich schlecht und gleich falsch; ich betrachte alle Religionen der verschiedenen Völker meines Reiches mit einem stolzen und philosophischen Skepticismus (Zweifel).' Ein solches System ist allerdings schlecht und verderblich, aber es ist consequent. Es verletzt kein Vorurtheil, es weckt keine Leidenschaften, es läßt die Leute gehen, wie sie wollen; es läßt sie in allen möglichen Formen des Glaubens und der religiösen Sitte ungestört sich bewegen. So ist aber nicht das System der indobrittischen Regierung. Sie hat mit klarem Bewußtsein einen andern Weg eingeschlagen. Bei der Erneuerung des Freibriefs der Ostindischen Compagnie im Jahr 1813, durch welche die brittische Regierung sowohl als die Compagnie gebunden ist, ward ausdrücklich ausgesprochen, daß 'solche Maßregeln getroffen werden sollen, die auf die Einführung nützlicher Kenntnisse und religiöser Veredlung unter den Eingeborenen abzielen'. Der treffliche Erlaß des Sir Charles Wood im Jahr 1854 erkennt diese Pflicht ausdrücklich an und schärft sie ein, wenn es darin heißt: 'Es ist eine der heiligsten Pflichten, daß wir den Eingeborenen Indiens jene reichen, sittlichen sowohl als materiellen Segnungen zu bringen bemüht sind, die aus der allgemeinen Verbreitung nützlicher Kenntnisse herfließen.' Hier sind die Grundsätze brittischer Politik klar dargelegt, — und nun laßt uns sehen, wie sie in den indischen Regierungsschulen praktisch angewendet werden. Da nimmt man die Kinder der Hindus und stellt sie unter den direkten Einfluß europäischer Civilisation und Bildung. Wir wissen aber, daß unter allen Bildungsmitteln, die man je in Anwendung gebracht hat, nur Eines sich findet, das wahrhaft unser Herz reinigt, unsern Willen in heilige Schranken bringt, die Triebfedern unsres Handelns veredelt und unser ganzes Wesen aus der tiefen Entartung unsres natürlichen Zustandes emporhebt; — es ist das Evangelium! Nun sagt man: 'Schulen sollen errichtet werden, sie sollen die sittliche und geistige Hebung Indiens befördern; was aber das Erziehungs- und Bildungsmittel betrifft, das Gott zur sittlichen Hebung des Menschen, wie zu seiner materiellen Wohlfahrt angeordnet hat, so werfen wir das mit klarem Bewußtsein bei Seite. Wir wissen zwar, es gibt kein anderes, das auch nur von ferne die von uns beabsichtigten Wirkungen in dem Maaße hervorbringt, als dieses eine; und dennoch eben dieses Eine Bildungsmittel werfen wir absichtlich auf die Seite.' Meine Freunde, ein solches System kann nicht bestehen. Ich weiß, es

gibt Schwierigkeiten, die zu überwinden sind; aber was man immer thun mag, Eines wenigstens ist klar, daß Schulen gründen, von denen man den wichtigsten Hebel der Sittlichkeit und Veredlung ausschließt, so viel heißt, als ein System einführen, das vor den Augen der ganzen Welt den Stempel der Verwerflichkeit auf der Stirne trägt.

„Aber man wird fragen: 'Willst du denn, daß die Regierung durch ganz Indien Schulen mit der Bibel darin errichte, und die Eingebornen zwinge, dieselben zu besuchen?' Das sage ich nicht; das ist nicht meine Meinung. So wird's nicht in England gehalten, so soll's auch nicht in Indien sein. Wenn die Eingeborenen Indiens von sich aus heidnische Schulen ohne die Bibel errichten wollen, in denen weltliche Kenntnisse bis zu einem gewissen Grad der Vollkommenheit gelehrt werden, so ist es, ich gebe es zu, Pflicht der Regierung, sie zu unterstützen. Wenn nun aber eine Missionsgesellschaft unter die Eingeborenen Indiens ihre Arbeiter aussendet, und diese finden da einen armen ungebildeten Stamm, der jedoch gerne die Bibel lesen und darin unterrichtet werden möchte, und wenn dann die Lokal-Regierung in Indien, in der Ueberzeugung von der Wichtigkeit dieser Sache, sagt: 'Gut, wir wollen euch in der Errichtung eurer Missionsschulen unter den Santals helfen und euch Unterstützungsgelder zu diesem Ende gewähren;' — da thut sichs nicht, meine Freunde, daß dann die Oberbehörde daheim, sei es der Direktorenhof im Ostindienhaus oder der Minister des Controlamts, nach Indien hinausschreibe: 'Wir gestatten dem Generalgouverneur in Calcutta nicht, daß er der kirchlichen MG. Unterstützungsgelder gewähre zur Fortführung des Erziehungswerks unter den Santals.'*) Das ist weder gerecht noch weise. Das ist eine Politik, die nicht geduldet werden kann. Man ge-

*) Die Santals sind ein roher, wilder Bergstamm in Bengalen, der wiederholt mit bewaffneter Hand in die Ebenen herabstürzte und Alles mit Raub und Mord erfüllte, bis die englischen Waffen ihre Kraft brachen. Da aber zu jeder künftigen Zeit ähnliche Ueberfälle dieser unruhigen Bergvölker zu befürchten waren, so beschloß der wohlwollende und weise Generalstatthalter von Indien, die kirchl. MG. zu bitten, durch Anlegung von Schulen unter den Santals auf die Civilisirung dieses Stammes und die Milderung ihrer Sitten hinzuwirken; — und versprach dabei, die Kosten der Schulbildung aus Staatsmitteln zu tragen; offenbar der weiseste Weg, der eingeschlagen werden konnte. Der Direktorenhof in London aber tadelte darüber den Generalstatthalter und verbot jede Unterstützung, die einer Missionsgesellschaft zugedacht wäre. Darauf bezieht sich der Redner.
Anm. d. Red.

statte unsrer eigenen christlichen Religion den gleichen Schutz, das gleiche Recht, das man allen andern Religionen in Indien gewährt.

„Man wird mir einwenden, die Politik, die ich vertrete, sei ein gefährliches Ding. Man wird sagen, dadurch werde nur die Flamme einer religiösen Rebellion in Indien angezündet. Nun mich dünkt, diese Flamme hat bereits lichterloh emporgeschlagen, durch was sie auch mag angezündet worden sein. Eure Politik hat in der That das Uebel weder verhindert, noch es überwunden. Meine Antwort auf jenen Einwurf ist übrigens sehr einfach. Keine Politik ist so gefährlich, als diejenige, die aus Furcht hervorgeht. Das große Uebel unsrer bisherigen Politik aber ist eben das, daß sie in der Furcht ihren Ursprung hat, und daß sie auf keinem klaren leitenden Grundsatz ruht, den der Eingeborene hätte verstehen können. Sie scheut sich die Grundsätze des Christenthums zu bekennen, und doch hat man in die liebsten altherkömmlichen Gebräuche der Hindus und in die Grundlagen ihrer Religion mit kecker Hand eingegriffen. Wir haben der Verbrennung der Wittwen eine Ende gemacht und die Wiederverehlichung der Wittwen für gesetzlich erklärt; wir haben dem Kindermord ein Ziel gesteckt; wir haben das Gesetz aufgehoben, wornach ein Eingeborener, der sich zum Christenthum bekehrt, enterbt wird und sein Eigenthum verliert; jede dieser Neuerungen ist ein schwerer Axtschlag an die Wurzel des Hinduglaubens gewesen. Meinet Ihr, das wissen die Eingeborenen nicht? Sie wissen es vollkommen gut. Sie wissen ferner, daß, wenn junge Leute in die Regierungsschulen eintreten, dieselben nicht als Christen, das ist wahr, wieder herauskommen, aber ebenso wenig als Hindus; nicht als Leute, die an die Religion Christi glauben, — zu unsrer Schande sei es gesagt, — sondern als Leute, die weder an Wischnu noch Schiwa, noch überhaupt mehr an irgend etwas glauben. Glaubet Ihr, das merke der Bramane nicht eben so gut als wir? Weiß nicht jeder verständige Hindu, wo unser System, wo unsre Politik hinausläuft? Und muß darin nicht der argwöhnische, an Täuscherei gewöhnte, schlau durchschauende Sinn des Hindu nur ein Abbild seines eigenen Charakters erkennen? — Was ist der Charakter, der der brittischen Regierung ziemt? Gerades, offenes Handeln; ein nobler, klarer, bestimmter und männlicher Gang; nicht jene schleichende und feige Politik, die unter dem Schleier der Freundschaft ihrem Opfer naht, mit Versicherungen der Liebe und Güte die Hand an ihn legt und dann seinem väterlichen Glauben den Dolch bis ins Herz stößt. Diese Politik muß aufhören und an ihre Stelle eine offene, gerade und consequente

Handlungsweise treten. Aber dann weg mit jener Huldigung vor dem Götzendienst, weg mit jenen pomphaften Umzügen des Generalstatthalters in den unterworfenen Provinzen, welche die Macht Englands vor den Augen der Eingeborenen entfalten sollen, und wobei man sich dann in unwürdiger Artigkeit auf die Seite wendet, um in Götzentempeln Opfergaben niederzulegen und vor den Altären des Moloch sich zu beugen! Die englische Politik muß so klar und einfach sein, daß Jedermann sie versteht. Die Königin von England wird, ich bin es überzeugt, mit Freuden solche Grundsätze begrüßen; die brittische Nation wird sie fordern. Unsre Regierung in Indien soll zu den Millionen ihrer Bewohner, sie soll zu Hindus und Muhamedanern sagen: 'Wollt ihr wissen, was unser Glaube ist? Hier steht er — hier im Buch des Zeugnisses, das hoch über allen Gesetzen des Reiches steht. Sitten, Gewohnheiten, Gesetze mögen sich ändern; dieses ändert sich nicht. Darnach regieren wir. Dieß ist unser Gesetzbuch. Es hat aus uns Engländern das gemacht, was wir sind, — eine intelligente, gesittete und große Nation; von den Ordnungen dieses Buches dürfen wir nicht weichen. Es schärft uns Duldung ein gegen jeden Glauben; es fordert von uns unverletzlichen Schutz für jedes Gewissen; aber es sagt uns und sagt euch: Wollt ihr groß sein, wollt ihr glücklich sein, hier steht das, wornach ihr euch zu richten habt; hier ist die Lebensregel für das Volk von Indien wie für das Volk von England!' Das wollen wir den Millionen Indiens sagen, und dann können wir hoffen, daß bald die Zeit kommen wird, wo Indien mit uns in freiem und freudigem Gehorsam sich beuge vor dem Wort des Königs aller Könige!"

Die Ostindische Compagnie
und die Mission.

Erster Artikel.

1. Gründungsgeschichte der Compagnie.

Eben jetzt, während wir uns anschicken, diese Blätter zu schreiben, liegt vor dem englischen Parlamente die Frage, ob jene Gesellschaft von fürstlichen Kaufherren, die unter dem Namen der Ostindischen Compagnie bekannt ist, mit allen ihren Rechten und Privilegien noch ferner bestehen und die Herrschaft in Indien führen, oder aber ob sie zu existiren aufhören und die Herrschaft Indiens an die Krone abtreten solle. Es ist diese Frage im Laufe der letzten 60 bis 70 Jahre mehr als einmal aufgetaucht, und oft war es nahe daran, daß sie gegen die Compagnie entschieden wurde; aber theils war bis in die neuere Zeit herein die Macht und der Einfluß dieser Handelsgesellschaft noch viel zu groß, theils das Interesse des brittischen Volkes für Indien im Allgemeinen viel zu gering, als daß das Parlament damals schon zu einem entscheidenden Schritt gegen sie hätte kommen können. Ganz anders verhält sich die Sache, seitdem durch den furchtbaren indischen Militäraufstand die ganze englische Nation in eine wahrhaft fieberhafte Aufregung versetzt worden ist. Ist doch fast keine Familie, von den höchsten Ständen an bis herab zur ärmsten Hütte, die nicht ein Opfer zu beklagen und um einen unter Mörderhänden gefallenen Freund oder Verwandten zu trauern hätte. Ganz England erhob sich mit einem Schrei des Entsetzens und fragte, wer die Schuld dieses unerhör-

Copyright 4/1999 YxyMaster GmbH www.yxymaster.com
VierFarbSelector Standard * - Euroskala Offset